

XIX. Bezirk:

Döbling.

Umfasst die bisherigen Ortsgemeinden Ober=Döbling, Unter=Döbling, Ober=Sievering, Unter=Sievering, Rußdorf, Heiligenstadt, dann die Katastralgemeinde Josefsdorf, sowie die einbezogenen Gemeindetheile von Grinzing, Kahlenbergerdorf und Weidling am Bach.

Döbling besitzt 1737 Häuser mit 31.890 Einwohnern.



Ober- und Unter-Döbling.

Das zweitschönste Dorf Oesterreichs — dieses Prädicat, welches seit Langem den reizend gelegenen Ortschaften Döbling beigelegt wird, charakterisiert am Besten den Naturreichthum, welcher hier in überaus üppigster Weise zur Entfaltung gelangte.

Schon beim Eintritte durch die bestandene Nußdorfer-Linie fällt dem Beschauer die ungemein malerische Lage Döblings auf, welche sich umso reizender gestaltet, als man sich weiter hinein durch die schönen Straßen, an den prächtigsten Villen und Gärten vorbei, begibt.

Ueberaus schöne Land- und Sommerhäuser, prachtvolle Villiaturen wechseln hier mit schattigen Alleen und reizender Umgebung. Die außerordentliche Lage, die überraschende Aussicht auf die nahen majestätisch sich erhebenden Gebirge, auf das unübersehbare Häusermeer der Stadt Wien, dann die dankbare Fernsicht über die Donau und das historische Marchfeld, verschaffen der Ortschaft die vorzüglichste Abwechslung gar vieler lohnendster Spaziergänge nach Nußdorf, Heiligenstadt, Grinzing, Sievering, auf den Kahlen- und Leopoldsberg u. c.

Wir wollen vor Allem uns mit der Geschichte der Gemeinde Ober-Döbling beschäftigen.

Auch diese Ortschaft, welche vordem auch Töblich, Tölpelick u. c. geheißen hatte, ist uralt, und wird mit Bestimmtheit angenommen, daß dieselbe schon vor dem 12. Jahrhunderte entstanden ist. Den Namen erhielt Döbling von einer alten edlen Familie, welche hier schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts einen bedeutenden Hof, sowie viele, ausgedehnte Weingärten (auch in Sievering) besaß und, wie dies nach

mehreren Urkunden bestätigt erscheint, bis in das 14. Jahrhundert im Besitze der Ortschaft verblieb.

Von diesem landsässigen, adeligen Geschlechte sind der Geschichte folgende Namen der jeweiligen Glieder, die zugleich die Ortschaft im Eigenthume besaßen, bekannt: Pilgram von Töbliche (1131), Wolfgerus von Töbliche (1135), Arnold von Töblich (1276), Reichwin von Döbelich, (1315), Ludwig von Döblich (1316), Gebhardt von Döbelich sammt Frau und seinem Bruder Kueger von Döbelich (1357). Seit dieser Zeit scheint das Geschlecht, welches in ihrem Wappen¹⁾ einen schwarz- und weiß geschlachten Querbalken auf einem gelben, ein Dreieck bildenden Schilde führte, bereits ausgestorben zu sein, da sich keine Namen der Familie mehr in irgend welchen Urkunden vorfinden lassen.

Von nun an — zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts — wechselte der Besitz durch verschiedene Hände und kam im Jahre 1380 an das reiche Dominikaner-Nonnenkloster zu Tuln, in dessen Besitz es bis zu seiner im Jahre 1800 erfolgten Auflösung — also über 400 Jahre — verblieben ist. Später wieder, nachdem der k. k. Religionsfonds im Jahre 1880 1800 Döbling übernahm, gelangte die Herrschaft käuflich an Anton Edlen von Würth, und zwar im Jahre 1824, später wieder an Frau Theresia Riedel.

Wir haben weiter oben bereits erwähnt, daß Döbling, außer Hiezing, zu den schönsten Dörfern Niederösterreichs gezählt wird, eine Thatsache, die erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts besteht. Um diese Zeit hatte das sich immer vergrößernde Dorf bedeutend an allen Einrichtungen zugenommen, es entstanden prachtvolle Gartenanlagen, es wurden stylvolle Sommerhäuser errichtet, kurz, die Verschönerung der Ortschaft machte ganz bedeutende Fortschritte. Im Jahre 1760 fieng es auch hier an, lebendiger zu werden, und Feldmarschall

¹⁾ Wie dies aus mehreren noch erhaltenen Siegeln zu entnehmen ist.

Leopold Josef Maria Graf von Daun war der Erste, der sich Döbling zum Sommeraufenthalte erwählte; ihm schlossen sich gar bald andere Adelsgeschlechter an, hier über Sommer ihren Wohnsitz nehmend.

Doch erst im Jahre 1816 wurde in Ober-Döbling ein im größeren vornehmen Style ausgeführter Sommersitz errichtet, ein Besitztum des reichen Wiener Kunsthändlers *Tranquilo Mollo*, das als Anfang zu ferneren Bauten angesehen werden muß.

Ober-Döbling, dessen Bewohner nicht nur von dem Ertragnisse der Vermiethung der zahlreichen Sommerwohnungen leben, sondern die zahlreichen Weingärten, sowie die Obst- und Milchwirtschaft gut zu fructificieren wissen, besitzt auch eine uralte Pfarre, die St. Pauluskirche. Obwohl das Jahr der Erbauung mit Sicherheit nicht angegeben werden kann, so läßt sich immerhin aus der alten gothischen Bauart auf einen sehr alten Ursprung des Gotteshauses, das aus massiven Quadersteinen gebaut wurde, schließen.

Das erste Mal wird der Pfarrkirche zu Ober-Döbling, an deren Spitze Dr. Wilhelm Hulesch, Ehrencanonicus, fürsterzbischöflicher geh. Rath und p. geheimer Kämmerer, als Pfarrer fungiert, anlässlich des Ueberfalles des Königs *Mathias Corvinus* — im Jahre 1481 — Erwähnung gethan, und finden wir in einer alten, noch erhaltenen Urkunde folgende, die damaligen Kriegsverhältnisse so überaus charakterisirenden Worte verzeichnet: „... dass nicht nur das Dorf und die Weingarten großen Schaden gelitten, sondern auch dessen Kriegsteute die Steinkirche verwüstet haben.“

Die innere Ausstattung der Kirche ist überaus stylvoll zu nennen. Nebst einem prachtvollen, die Bekehrung *Saulus*, darstellenden Hochaltare, befinden sich hier außerdem zwei nette Seitenaltäre „*St. Petrus*“ und „*St. Maria*“. Auf Letzterem ersieht man überdies eine alte Statue der unbefleckten

Jungfrau Maria, welche aus einem Brunnen im gräfl. Daun'schen Hause in Wien im versteinerten Zustande herausgehoben und in die Döblinger Pfarre gebracht worden ist. Um diese Zeit hatte die Pfarrkirche stets einen eigenen Priester.

Als aber die ganze Ortschaft im Jahre 1529 durch die türkischen Scharen gänzlich verwüstet und der Seelsorger ermordet worden war, stand das Gotteshaus in einem desolaten Zustande verwaist da. Endlich nahm sich die Wiener Propstei ihrer an, ließ den devastirten Gottestempel zur Noth wieder installieren, so daß von nun an, wenigstens an den Sonn- und Feiertagen, durch Priester der Propstei ein regelmäßiger Gottesdienst wieder abgehalten werden konnte.

So blieb es über dreißig Jahre, bis der Protestantismus auch in Döbling, durch verschiedenen Einfluß, seinen Einzug hielt. Die lutherische Lehre fand auch in Döbling zahlreiche Anhänger, was zur Folge hatte, daß sich hier sogar drei protestantische Pfarrer niederließen.

Im Jahre 1683, diesem blutigen Türkenjahre, war die Pfarrkirche abermals das auserlesene Opfer feindlicher Rohheit geworden, sie wurde, wie auch der ganze Ort, fürchterlich verwüstet, aller ihrer Schätze beraubt u. c. Die Folge hievon war, daß die Bewohnerschaft, welche durch die rohen Türkenhorden fast um ihr ganzes Hab und Gut gekommen, gänzlich verarmte und für lange nicht daran denken konnte, die Restaurierung der Pfarrkirche abermals vorzunehmen. Da überdies aber nicht einmal die Bestellung eines Priesters bei den obwaltenden Umständen durchzusetzen war, mußte man sich dazu entschließen, daß die bisher selbstständige Pfarrkirche zur Pfarre Währing eingepfarrt worden ist, bei welcher sie bis zum Jahre 1780 verblieb; in diesem Jahre erhob Kaiser Josef II. die Döblinger Kirche abermals zu einer selbstständigen Pfarre. In demselben Jahre wurde auch ein neuer

Pfarrhof errichtet, das Innere der Kirche ausgebessert, die erste Schule, sowie ein Armeninstitut in's Leben gerufen.

Zu bemerken ist noch, dass Herr von Mangariza im Jahre 1726 in Döbling eine überaus schön ausgestattete, dem heiligen Johann von Nepomuk geweihte Kapelle errichten ließ, für welche auch eine Messe gestiftet wurde.

Zu den, sowohl des Alters als auch der Beschaffenheit wegen, merkwürdigsten Gebäuden Ober-Döblings zählen in erster Linie: Rothenmühl und Tulnerhof.

Rothenmühl — das vormalige Henikstein'sche Haus — liegt auf einer Anhöhe und besitzt einen überaus schönen, großartig angelegten Park, der durch viele Jahre für den öffentlichen Besuch offen stand. Später gelangte das Gebäude durch Kauf an den Großhändler Leopold Edlen von Herz, welcher hier den Sommer über domicilierte und dessen großer Saal, anlässlich der darin von dem Besitzer veranstalteten Concerte, die damalige Creme der Wiener Gesellschaft vereinigte.

Durch verschiedene Umstände veranlasst, entschloß sich endlich der kunstsinige Eigenthümer, sein Besitzthum zu verkaufen, und so entstand hier nach mannigfaltigen Adaptierungen im Jahre 1851 die Privat-Irrenanstalt des Dr. Görgen.

Wie es bekannt sein dürfte, hatte hier der unvergeßliche *Lenau* in einem Wahnsinne durch Selbstmord geendet. Doch weit tragischer als dieser Fall gestaltete sich der im Jahre 1860 erfolgte Selbstmord des „größten Ungarns“, des Grafen *Stefan Szechenyi*.

Es sind gegenwärtig 32 Jahre verflossen, dass das Ende dieses Mannes, der sich hier durch einen Pistolenschuß den Tod gab, in Wien und jenseits der Leitha die größte Sensation erregte.

Im engeren Vaterlande dieses Mannes, wie auch anderwärts, hatte man dem beklagenswerten Ereignisse die verschiedensten Deutungen unterschoben und Voraussetzungen daran

geknüpft, wie sie der Standpunkt dieser oder jener Partei erheischte, welche es für nützlich hielt, den Mann in ihr lebendes Actionsspiel hineinanzuziehen.

Wie wandelbar das Schicksal den einzelnen Menschen zu Leibe geht, auf welche Art und Weise Jung und Alt, Arm und Reich, von diesem heimgesucht wird, zeigen deutlich die zahlreichen Fälle, welche die vergangene Geschichte, die heutige Gegenwart uns fast täglich in den erschreckendsten Beispielen vorführt.

Das unbarmherzige Schicksal kennt keinen Unterschied, es verschont weder den vom Reichthum Begünstigten, es läßt weder den Armen, Gebrechlichen, noch ist der Träger von Würden, der durch Geburt Hochgestellte, zur Genüge gefeit, denselben mit Erfolg entgegenzutreten.

Die hier folgende Geschichte, die nach authentischen, geschichtlichen Daten zusammengestellt ist, beleuchtet am Besten das bewegte Schicksal, das schreckliche Ende eines Menschen, dem in die Wiege bereits goldene Schätze gelegt wurden, der, durch die Mutter Natur mit den glänzendsten Geistesgaben ausgestattet, zu den schönsten Hoffnungen berechnete. Und bis zu einer gewissen Zeit war auch dessen Name in Aller Mund, man sprach von seinen großartigen Leistungen, man erwähnte mit einem gerechten Stolze des kühnen Vaterlands-Verteidigers, man war dankbar einem Wohlthäter, der so viel für die Armen seiner Heimat gethan, der so viele wohlthätige Anstalten in's Leben gerufen hat.

Graf Stefan Szechenyi, von dem heute noch jeder Ungar mit Begeisterung dessen abenteuerliche Thaten erzählt, war in Wien am 21. September 1792 geboren; er war der Sprosse einer alten Magnaten-Familie, die unter Kaiser Leopold I. den Grafentitel erwarb und deren Nachkommen zu den besten und tapfersten Söhnen Ungarns zählten. Schon der Vater des Grafen Stefan, Franz Szechenyi, hatte sich

den Dank der Nation durch die großartige Stiftung des National-Museums erworben, und der Sohn blieb hinter diesem Patriotismus nicht zurück, er war vielmehr bestrebt, diesen noch nach Möglichkeit zu überflügeln.

Im Jahre 1809 trat Graf Stefan in die Armee als Oberlieutenant des Generalstabes ein und zwar in dem Alter von kaum siebzehn Jahren. Schon fünf Jahre später, in den Jahren 1814 und 1815, machte er die Feldzüge mit, trat dann in die diplomatische Carrière, die er beim Tode seines Vaters verließ. Er kämpfte dann in der Armee des ungarischen Insurrectionsheeres gegen den französischen Adler. Während des ungarischen Reichstages — 1825 bis 1827 — verabschiedete er sich von seinen Waffengefährten, um die geistigen und industriellen Interessen seines Vaterlandes zu fördern. Nachdem er die ausgebreiteten Güter seines Vaters übernommen hatte, machte er verschiedene Reisen, er besuchte zu wiederholten Malen England, wo er alle jene politischen und politisch-ökonomischen Ideen einsog, die er später auf ungarische Verhältnisse und Zustände anzuwenden versuchte. Nach seiner Rückkehr ward er Mitbegründer der ungarischen Akademie, welche er mit einem Capital von mehr als einer halben Million Gulden dotierte. Ebenso thätig wirkte er für die Begründung des Vereines zur „Förderung der ungarischen Pferdezuucht.“ Nicht minder groß waren seine Verdienste um Pest's schönste Zierde, um den Bau einer stabilen Donaubrücke zwischen den Schwesterstädten Pest und Ofen. Seine in jener Zeit veröffentlichten Schriften gaben den Anstoß zu großen politischen und nationalen Reformbewegungen, und seit dieser Zeit wurde er in ganz Ungarn nur der „Vater der Reform“ genannt. So wirkte Graf Szecsenyi bis zum Jahre 1825, welches Jahr den entscheidenden Wendepunkt in seiner Lebensgeschichte bildete.

Er fühlte sich damals plötzlich berufen, in die Öffentlichkeit durch sein Recht als ungarischer Magnat zu treten,

und es war zum ersten Male im Landtage, als er an die versammelten Großen der Stefanskronen eine zündende Ansprache richtete. Politik ward nun seine Lieblingsbeschäftigung, und ist es nicht zu verwundern, daß er sein ferneres Leben der politischen Agitation nun widmete. Er gehörte keiner Partei an. Allein auf dem politischen Felde seiner Thätigkeit überflügelte ihn die demokratische Richtung der eigenen Partei, während er Ungarns politische Wiedergeburt durch den Adel bewerkstelligen wollte.

Die Kluft zwischen ihm und seinen Gegnern war schon damals unausfüllbar geworden, als es der Schlaueit Kossuth's gelang, der Führer der Partei zu werden. Auf dem Reichstage — in den Jahren 1847 und 1848 — kämpfte Szechenyi beharrlich, aber vergebens, als Deputierter von Wieselburg in der unteren Tafel gegen den, gleichfalls in das Unterhaus geschickten, schlagfertigen Kossuth, der damals in der Zeitströmung den besten Verbündeten fand. Der Trieb in das wüste Leben der Politik hatte das Schicksal des Mannes besiegelt, und als der October jenes bewegten Sturmjahres den Bruch mit Oesterreich offen herbeigeführt hatte, als der Würgekel des Bruderkrieges über das tollgehegte Ungarn hinfuhr, da brach der Kummer über Ungarns drohende Zukunft dem edlen Grafen das Herz, und nach wenigen Tagen schon geleitete Szechenyi's Arzt und Freund, Dr. von Ballogh — einen armen Irrensinnigen in die Döblinger Heilanstalt des Dr. Görgen.

Es kamen nun schwere, peinliche Tage über den großen Mann. Graf Szechenyi lebte von nun an in dem Zustande einer gewissen Exaltation, was sich am Besten darin charakterisierte, daß er von einer eigenthümlichen Redseligkeit besallen wurde; er sprach unaufhörlich, doch der leitende Gedanke fehlte ganz. Außerdem aber huldigte er in äußerst drastischer Weise der Vorlesesucht und Schreibseligkeit. Zuweilen aber gab er

sich einer excessiven Heiterkeit hin, welche an das Kindischwerden grenzte und weder mit seinem Alter, noch mit seinem Stande harmonierte, in welch' solchen Momenten er die Eintretenden mit Geschrei, Pantomimen und allerlei Gebarden empfing.

Sein krankhafter Thätigkeitstrieb, seine Hast nach steter Beschäftigung, das Bedürfnis nach Lärm und Geräusch, führte gar oft zu allerlei Absonderlichkeiten. So z. B. spielte der Arme bis in die Nacht hinein Schach, um gleichzeitig auf dem „Czakany“¹⁾ eine Melodie unzählige Male nach einander zu pfeifen.

Seine Phantasie war in hohem Grade überreizt und ergieng sich dieselbe in düsteren, schauervollen Bildern. So sprach er einmal in Gegenwart seiner Gemahlin und seiner Schwester, ohne Rücksichtnahme auf die zarte Natur der Frauen, von verstümmelten Leichnamen und deren Schicksal und entwarf in derart grellen Farben und in derart starken Ausdrücken das Bild des menschlichen Verwesungsprocesses, daß die beiden Damen schauernd zusammenfuhren.

In dieser Weise gieng es immer fort. Einmal wieder schickte er einen jungen Cavalier, dem jede Geschäftskunst fehlte, nach Ungarn, um hier — für ein „Geschäft“ des Grafen Szechenyi Weine einzukaufen, einem anderen jungen Manne wollte er durchaus die — Schwindsucht aufdisputieren, den Haushund „Rustan“ nahm er in „ärztliche“ Behandlung u. u.

Er war in einer Person ein großer Menschenfreund und ein großer Misanthrop, sah zuweilen, gleich Rousseau, im Menschen nur das sittliche Ideal, zuweilen hatte er nur Sinn für die Schwächen und Schattenseiten der Menschheit und sah, gleich Rochefoucauld, im Menschen nur den unverbesserlichen, materiellen Schädling; er fürchtete seinen Tod und haßte sein Leben.

¹⁾ Eine Art Clarinette.

Im Zusammenhange mit Selbstpeinigung stand auch sein immer steigender Lebensüberdruß. Seine Selbstmord-Ideen äußerte er zu wiederholten Malen sowohl schriftlich wie auch mündlich, und ist es umsomehr zu verwundern, daß ein Mann, dessen Benehmen zu den äußersten Befürchtungen Anlaß zu geben im Stande war, sich selbst den Tod geben konnte, und erst zwei Tage vor seinem tragischen Ende fragte er noch seinen Arzt um dessen Ansicht über den — Selbstmord, über die Fortdauer der Seele nach dem Tode

So konnte es auch geschehen, daß durch die Pflichtvergeßlichkeit der dem Grafen zugetheilten Wärter sich Szechenyi in den Besitz einer Pistole setzen konnte, so konnte es nur geschehen, daß man am Morgen des 9. April 1860 die Leiche des einst so großen Mannes fand

Selbstverständlich bildete der Selbstmord in der Döblinger Irrenanstalt damals das ausschließliche Tagesgespräch, das erst dann verstummte, als die strenge Untersuchung den Vorfall vollständig geklärt hatte. —

Nach dieser vorangegangenen Abschweifung müssen wir auch des zweiten Gebäudes, des *Tulnerhofes*, Erwähnung thun. Dasselbe, als eines der geschmackvollsten Landstize des damaligen Ober-Döblings, wurde nach den Entwürfen des Architekten *Pichl* in den Jahren 1834 bis 1835 aufgeführt und gehörte dem Wiener Groß-Industriellen *Rudolf Edlen von Arthaber*. Die innere Ausstattung des prächtigen Gebäudes bildete eine wahre Sehenswürdigkeit zu jener Zeit. Besonders schön war das nach den Zeichnungen des Professors *Carl Rösner* im Geschmacke der pompejanischen Wandgemälde entworfene Treppenhaus, das mit prachtvollen Ornamenten von *Holle* und Figuren von *Moriz von Schwind* versehen wurde. In dem Stockwerke, das einen Mittelsaal sowie zwei Nebensäle enthielt, wurde auch im Jahre 1836 eine abwechslungsvolle Bildergalerie untergebracht. |

Rudolf von Arthaber war ein überaus warmer Förderer des Guten und des Schönen; und so ward es zu jener Zeit auch möglich, daß die Wiener Malerkunst, deren Werke er zweckmäßigst zu unterstützen verstand, gut gedeihen konnte. Nachdem Arthaber durch die Erfolge, die er auf dem gewerblichen Gebiete errungen, zu weiteren Reformationen gelangt war, gedachte er auch in ebenso aufopferndster Weise seiner Mitbürger. Im Jänner 1836 reichten mehrere Industrielle Wiens ein Gesuch wegen Gründung eines „Gewerbe-Vereines“ ein und fanden an Graf Franz Kolowrat einen eifrigen Fürsprecher und Vertheidiger dieses damals so polizeiwidrigen Gedankens. Im April 1838 gelangte endlich die sehr verclaufulierte Erlaubnis an die Bittsteller zurück.

Die in München zu jener Zeit vorgegangenen Umgestaltungen, welche der Stadt ihren socialen Verhältnissen durch das sich mächtig und rasch entfaltende Kunstleben auf allen Gebieten einen imposanten Charakter gaben, regten in Arthaber nach zwei ihm nahe liegenden Richtungen hin ein neues Schaffen an. Der Besitz seiner beiden Realitäten führte ihn der Baulust und somit der Architektur zu, das stete Leben zwischen Gemälden, der Umgang mit den damals in München Gefeierten der Gesellschaft der bildenden Künstler lenkte seinen bereits entfachten Sinn zur Malerei. So entstand der große Nutzbau, den er am „Waghaufe“ — seiner Wiener Besizung¹⁾ — hatte, so der Zierbau des „Tulnerhofes“.

Die Kunsterwerbungen, welche er in München machte, hatten dann die späteren in Wien zur Folge, alle bestimmt, die prachtvollen Räume des „Tulnerhofes“ zu schmücken.

Außer der abwechslungsreichen Bildergallerie, welche Werke von Adam, Amerling, Bayer, Bräckler, Dannhauser, Fendi, Führich, Gauermann, Marco, Müller, David Wilke,

¹⁾ Rothenturmstraße.

Waldmüller u. A. in sich schloß, folgte im Jahre 1846 die Anlage eines prachtvollen Parkes.

Im Jahre 1867 verschied der Kunstmäcen im Alter von 76 Jahren, überall, in allen Kreisen das beste Angedenken zurücklassend.

Die prachtvolle Gemälde-Gallerie kam sodann in die Wiener Sammlung, das Schloßgebäude gelangte wieder an die gegenwärtige Besitzerin, Baronin Wertheimstein, die Freundin des Dichters Eduard von Bauernfeld, welcher hier auch seinen Geist aufgab.

Von Unter-Döbling, das durch den sogenannten Orbes- oder Krottenbach¹⁾ von der Schwestergemeinde Ober-Döbling getrennt wird, ist zu erwähnen, daß es früher — bis in das 15. Jahrhundert — noch Krottendorf hieß. Auch bei dieser Gemeinde ist das Alter nicht genau festzustellen, da auch hier die älteren Urkunden fehlen. Es scheint jedoch die Meinung, daß das heutige Unter-Döbling eine Neben-Ansiedlung von Ober-Döbling ward, vollständig der Wahrheit zu entsprechen.

Leopold von Sachsenang verließ im Jahre 1307 dem Klosterneuburger Propste Berthold zwei größere Lehensstücke zu Krottendorf, und verblieb das Chorherrenstift bis auf Weiteres im Besitze der Gemeinde.

Auch Unter-Döbling, das nach Ober-Döbling eingepfarrt ist, besitzt hübsche Landhäuser, da auch hier die Umgebung eine reizende zu nennen ist.

Was die Einwohnerzahl der beiden Gemeinden betrifft, so zählt Ober-Döbling 8760, während Unter-Döbling 1736 Seelen besitzt²⁾.

Die Bewohner beider Ortschaften finden, wie bereits erwähnt, ihren Haupterwerb in der Vermietung der Sommerwohnungen; aber auch die Obst- und Milchwirtschaft, deren

¹⁾ Der Name stammt von den früher sich zahlreich hier aufhaltenden Kröten.

²⁾ Im Jahre 1831 besaß Ober-Döbling 1704, Unter-Döbling 892 Einwohner.

Producte auf den Wiener Markt verführt werden, und die Weincultur sichern den Inwohnern reichlichen Verdienst.

Beide Ortschaften, sowohl das größere Ober-Döbling (2.80 □ km), wie auch das kleinere Unter-Döbling (0.73 □ km), hatten in den verschiedensten Kriegsjahren dieselben Schicksale zu erleiden, wie ihre Nachbargemeinden; auch hier wütheten die Feinde, auch hier war der Schauplatz der grauenvollsten Blutthaten, der schrecklichsten Verwüstungen zu finden.

Auch in dem sturmbewegten Jahre 1848 spielte Döbling eine nicht unbedeutende Rolle, und sah sich die Bürgerschaft, um den eindringenden Rebellen entgegentreten zu können, gezwungen, eine eigene Nationalgarde zu bilden, eine wirksame Wehrkraft zu schaffen.

Von dieser Zeit an kam auch nach Döbling ein neuer Zug, es wurde mit dem Alten gebrochen und neue Bahnen betreten, Bahnen des Fortschrittes, Wege des Erfolges. Neuerungen, wirksame Institutionen, wußten sich gar bald ihrer Einzug zu verschaffen, die socialen Verhältnisse erlangten auch hier ihre vollständige Regelung. Ober-Döbling, das im Jahre 1883 ein Obergymnasium¹⁾ erhielt, besitzt eine Mädchen- und Knaben-Bürgerschule, sowie eine Volksschule, während Unter-Döbling in dem Jahre 1880 ebenfalls eine eigene Schule erhielt; außerdem aber befindet sich hier eine Erziehungs-Anstalt der Schwestern vom armen Kinde Jesu²⁾, eine Taubstummenschule³⁾, ein öffentlicher Kindergarten, sowie mehrere Privat-Lehranstalten.

In polizeilicher Beziehung untersteht Döbling dem eigenen Bezirks-Polizei-Commissariate (Kreindlgasse 13, Bezirksleiter Dr. Victor K r o p h); außerdem befinden sich zwei Sicherheitswachstuben: Ober-Döbling, Obkirchengasse 11 und Unter-Döbling, Carlsgasse 34.

¹⁾ Gymnasiumgasse Nr. 3.

²⁾ Ober-Döbling, Hauptstraße Nr. 73.

³⁾ Ober-Döbling, Herrengasse Nr. 17.

Außer den bereits oben bemerkten alten Gebäuden, besitzt Döbling noch mehrere Baulichkeiten, welche verdienen, ob ihrer Vergangenheit, hier erwähnt zu werden. In erster Linie ist es das im Jahre 1837 entstandene Casino *Zögeritz*, das seit jeher als beliebter Rendezvousort von den besten Kreisen der Bevölkerung besucht wurde und dessen in den Dreißiger- und Vierziger-Jahren abgehaltene Festlichkeiten damals eine Localberühmtheit erlangten.

Das Etablissement *Wendl*, fast an der Grenze zwischen Währing und Döbling gelegen, erfreute sich nicht minder einer großen Popularität, da die hier befindliche Theater-Arena vollauf den Anforderungen entsprach, die an eine kleine Vorortebühne gestellt wurden. Auch heute noch sind die hiesigen Theaterabende gut besucht, was in erster Linie dem gut zusammengestellten Schauspielensemble, nicht minder aber dem „freien“ Hause zu verdanken ist.

Döbling, das eine im Jahre 1814 errichtete Badeanstalt, sowie zahlreiche elegante Gast- und Kaffeewirtschaften besitzt, bildete seit jeher, ob der unvergleichlich schönen Lage, sowie der prachtvollen Umgebung, eine besondere Anziehungskraft für geistvolle Größen: In dem jetzigen Klostergebäude (Hauptstraße 73) dichtete im Jahre 1812 unser unvergeßlicher Theodor Körner seinen berühmten „*Brinji*“, während das sogenannte „*Eroicahaus*“ (Hauptstraße 92) wieder dem unsterblichen Tonfürsten Beethoven, der auch hier die „*Eroica-Symphonie*“ komponierte, als troutes Heim gedient hatte. Auch Strauß und Lanner zählten zu den „*Einheimischen von Döbling*“.

Die vormalige autonome Gemeinde-Vertretung hatte in dem Bestreben nach Würdigung zur Erinnerung Gedenktafeln anbringen lassen, welche berufen erscheinen, für die kommenden Geschlechter die Wohnstätten zu bezeichnen, wo diese berühmten Männer in stiller Abgeschlossenheit gewirkt hatten.

Um das Zustandekommen dieser Gedenktafeln hatte sich in erster Linie der unermüdlige, energievollere ehemalige Vicebürgermeister von Ober-Döbling, Advocat Dr. Theodor Reich, verdient gemacht, ein Mann, der seine gesammte Kraft der Allgemeinheit zur Verfügung stellte, um seiner Aufgabe als Gemeinde-Vertreter voll und ganz zu entsprechen.

Sowohl Ober-Döbling als auch Unter-Döbling zählen zu jenen einverleibten Gemeinden, deren Activstand bei der Uebergabe der beste war, ein Zeugnis dafür, daß die letzten Gemeinde-Vertretungen Alles daransetzten, um zwischen den laufenden Einnahmen und Ausgaben eine wohlthätige Wage zu halten.

Als letzter Bürgermeister von Ober-Döbling fungierte der jetzige Stadtrath, Realitätenbesitzer Franz Kreindl, während Unter-Döbling wieder in musterhaftester Weise vom Hausbesitzer Johann Schreiber verwaltet wurde.

Daß es auch hier an Geselligkeit nicht fehle, dafür sorgt die folgende Liste der verschiedensten Corporationen, welche in allen Richtungen bestrebt ist, frisches Leben in alle Kreise zu schaffen: „Chewra Kadischa“ (D.=D., Hirschengasse 32), Feuerwehr-Bezirks-Verband (D.=D., Theresieng. 12), Döblinger-Männer-Gesangverein (D.=D., Hirschengasse 19), Kirchenmusik-Verein (D.=D., Kircheng. 7), Kirchliche Gesangschule (D.=D., Kirchengasse 8), Kleinkinder-Bewahranstalt-Verein (D.=D., Hauptstr. 61), Politischer Döblinger Bezirks-Verein (D.=D., Hauptstraße 56), Politischer Volksverein im XIX. Bezirke, Wiener Velocipedisten-Club (D.=D., Hauptstraße), Rudolfiner-Verein zur Erbauung und Erhaltung eines Pavillon-Krankenhauses behufs Heranbildung von Pflegerinnen für Kranke und Verwundete in Wien (U.=D., Längegasse 13), Unter-Döblinger Schützengilde (U.=D., Silberstraße 13), Schützengilde „Tell“ (D.=D., Neustiftgasse 18), Gabels-

berger Stenographen-Verein (D.=D., Theresieng. 4), Wiener Burschenschaft „Libertas“ (D.=D., Neugasse 28), Männer-Turnverein (D.=D., Gymnasialgebäude), Unterstützungs-Verein für Mitglieder des k. k. Polizeiagenten-Institutes, deren Witwen und Waisen (D.=D., Schegargasse 4), Verein der Gärtner und Gartenfreunde (D.=D., Hohe Warte 2), Verein von Kinder- und Jugendfreunden (U.=D., Silberstraße 96), Verein zur Gründung eines Gymnasiums (D.=D., Kirchengasse 1), Waisenhaus-Verein (U.=D., Feldgasse 21), Geselliger Humanitäts-Verein „Weihnachtsbaum“ (D.=D., Hirschengasse 27); außerdem besitzt Döbling ein gut geschultes freiwilliges Feuerwehrcorps. Ebenso befinden sich in Döbling folgende Anstalten: Asyl des St. Vincenz-Wohlthätigkeits-Vereines für arme Kinder „Vincentinum“¹⁾, das Krankenhaus „Rudolfinum“ (nebst einer Pflegerinnenschule des Rudolfiner-Vereines)²⁾ und ein Asyl für blinde Kinder³⁾.

¹⁾ Ober-Döbling, Hauptstraße Nr. 73.

²⁾ Unter-Döbling, Langeasse.

³⁾ Silberstraße Nr. 96.



Unter- und Ober-Sievering.

Umgeben von den Ortschaften Heiligenstadt, Grinzing, Salmannsdorf und Neustift, breiten sich diese beiden Schwester-gemeinden in einer ungemein malerischen Lage am Fuße der Bergkette des Rahlenberges aus.

Wir hatten bei den vorhergehenden Beschreibungen der Ortschaften Heiligenstadt, Nußdorf u. A. bereits Gelegenheit gehabt, die Schönheit der hiesigen Lage, welche in ihrem seltenen Reize und ihrer Anmuth prangt, zur Genüge zu würdigen; dasselbe müssen wir, jedoch in einem noch erhöhten Maße, bei Sievering bestätigen, umsomehr als gerade hier das Pittoreske der beiden Ortschaften nicht nur nicht geringer als bei den übrigen ist, sondern wir finden da, obwohl hier die Temperatur — in Folge der Sievering fast umschließenden Berge — kühler und rauher ist, und demzufolge auch die Reife der diversen Feldfrüchte um kurze Zeit später erfolgt, manchen Vorzug noch vorhanden.

Beide Ortschaften, sowohl Unter- als Ober-Sievering, liegen an einem Bache, der auch den Namen Sievering führt und gar oft schon, insbesondere aber in den Jahren 1772 und 1785 bedeutende Ueberschwemmungen verursachte.

Was die Entstehung von Sievering, das früher bloß eine zusammengehörige Gemeinde bildete, betrifft, so ist dieselbe gleichfalls in der grauesten Vorzeit zu suchen. Schon zu Zeiten des heiligen Severin — um die Mitte des 5. Jahrhunderts — befanden sich in dieser Gegend zahlreiche Winzer- und Hauerhütten, die aber später wieder durch die häufigen Einfälle der Gothen, Hunnen und Awaren zerstört worden sind. Als selbstständige Ortschaft jedoch wurde Sievering erst unter den

ersten Babenbergern gegründet, und übergab Markgraf Leopold der Heilige, in dessen Eigenthum die ganze Gegend am Kahlengebirge entlang gehörte, im Jahre 1134 auch Sievering dem Stifte Klosterneuburg. Doch nur bis in das 15. Jahrhundert verblieb benanntes Stift im Besitze der Ortschaft. Um diese Zeit waren es wieder die jeweiligen Landesfürsten, welche zu ihren Besitzhümern auch Sievering zählten.

Im Jahre 1498 verließ Kaiser Maximilian I. Sievering an Nikolaus und Georg Zinkh als Lehen. Sigmund und Reinprecht von Ebersdorf wieder erscheinen im Jahre 1529 als Lehensherren des Kaisers Ferdinand I.; später gelangte das Dorf durch Kauf an verschiedene Besitzer.

Wie weiters dem n.-ö. ständischen Gültenbuche zu entnehmen ist, kam die Ortschaft im Jahre 1559 durch Erbschaft an Lorenz Saurer von Sauerburg, im Jahre 1583 an Maximilian, Georg und Jacob Saurer von Sauerburg; im Jahre 1592 war letzterer der alleinige Besitzer. Später folgten: Johann Anton Pestaluz und dessen Gattin Jacobina (1627), sowie die k. k. Hofkammer.

Im Jahre 1634 erhielten auf Befehl des Kaisers Ferdinand II. die Camaldulenser auf dem Josefsberge (Kahlenberg) Ober-Sievering¹⁾, wogegen Unter-Sievering wieder Eigenthum des Karthäuser-Stiftes zu Gaming geworden ist. Im Jahre 1784 brachte Leopold von Kriegel, welcher den Kahlenberg bereits besaß, wieder Ober-Sievering käuflich an sich. Doch schon im Jahre 1802 fiel die Herrschaft abermals an die k. k. Hofkammer-Procuratur im Namen des Religionsfondes zurück, wurde aber bald von den Erben des Julius von Badenthal, der dieselbe gekauft hatte, übernommen. Im selben Jahre noch sehen wir wieder einen neuen Besitzer: Lorenz Josef Fernan de Gellich, welcher die Herr-

¹⁾ Die Camaldulenser verließen bis zu ihrer im Jahre 1784 erfolgten Auflösung ununterbrochen im Besitze dieser Ortschaft.

schaft bis zum Jahre 1806 besaß, um sie sodann käuflich an Josefa Traunwieser zu überlassen. Diese blieb Eigenthümerin bis zum Jahre 1820, zu welcher Zeit sie den Kahlenberg an den regierenden Fürsten Johann zu Liechtenstein, Ober-Sievering aber an Conrad und Susanne Welte, die bereits Unter-Sievering besaßen, überließ; als späterer Eigenthümer, sowohl von Unter- als auch Ober-Sievering, übernahm der Wiener Holzhändler Josef Müller die Besizung.

Ueber die Entstehung des Namens cursieren mehrfache Versionen, und trug der Ort im 12. Jahrhundert schon mehrere Benennungen: Sunringen, Sauveringen, Sufringen, Suiverin, Siefringen, Sifering, Sievering. Mehrere Geschichtsschreiber behaupten nun, daß der Name von dem hiesigen Schiefersteinbruche abzuleiten sei, daher die Benennung Schiefring heißen sollte; diese Annahme erscheint sofort als grundlos, wenn man die Thatfache registriert, daß der besprochene Steinbruch noch lange nicht bestand, während die Ortschaft schon den Namen Sief-ring trug. Andere wieder bringen die Benennung „Sievering“ mit einer hier durch den heiligen Severin erbauten Kapelle in Zusammenhang, welche Begründung wohl den meisten Glauben verdient, da es doch Thatfache ist, daß die Jünger dieses Heiligen in der heutigen Gegend von Sievering zahlreiche Hütten errichteten und wahrscheinlich auch dieser ihrer Ansiedlung den ersten Namen „Severin“ beigelegt hatten.

Zwischen den beiden Schwestergemeinden Unter- und Ober-Sievering erhebt sich die uralte Pfarrkirche. Schon der heilige Severin hatte, wie sein Biograph Eugippius berichtet, hier im 5. Jahrhundert n. Chr. Geb. eine kleine Kapelle erbaut und dieselbe dem heiligen Apostel Andreas verehrt. Später — in den Jahren 1328 und 1329 — wurde dieses Gotteshaus gänzlich umgebaut, bedeutend vergrößert

und am 8. Jänner 1330 zu Ehren „Sancti Severini“ eingeweiht. Diese Pfarrkirche, welche früher bloß eine Filiale bildete, ist ganz von Steinen in gothischer Weise aufgeführt. Das Innere enthält einen hübschen Hochaltar, sowie drei, den Heiligen Andreas, Josef, Nährvater Christi, wie der heiligen Mutter Gottes geweihte Seitenaltäre.

Auch das Presbyterium ist, wie die ganze innere Ausstattung, einfach ausgestattet. In demselben befindet sich ein Grabstein von rothem Marmor mit folgender Inschrift: R. — Ducis Katharina obiit Die S. Floria — A. D. MCCCLVII. Auf welche Art dieses Monument in die Sievinger Pfarrkirche gerieth, und was für eine Beziehung der Inschrift beizulegen wäre, läßt sich schwer entziffern, und bemerkt Schweichhart hierüber Folgendes: Wir würden vor Allem diesen Grabstein Rudolph's IV., des Stifter's Gemahlin Katharina, Carl's IV. Tochter zugebracht haben, da wir den Buchstaben R. für Rudolph, Ducis für Herzogin im veralteten Lapidarstyl annehmen könnten; allein die von allen alten Schriftstellern angeführte Stelle, daß Katharina den 29. September 1373 verstorben sei und in der Fürstengruft bei St. Stephan an der Seite ihres 1363 verstorbenen Gemahls ruhe, obiger Stein aber das Sterbejahr 1357 enthält, macht diese Behauptung zu einem Wagnis. Dagegen also nehmen wir das R. als das Wort Reverendissima an, und wir glauben daher übersetzen zu können: „Die verehrungswürdigste Herzogin Katharina, gestorben am Tage der heiligen Flora, (in der katholischen Kirche wird der Tag dieser Märtyrin am 24. November gefeiert) im Jahre des Herrn 1357“. Demzufolge wird dieser Grabstein der drittgeborenen Tochter Katharina des Herzogs Albrecht II. oder des Lahmen, welcher mit Johanna, Tochter Ulrich's, des letzten Grafen Pfyr, vermählt war und 1358 verstarb, angehören, die in den geistlichen Stand

trat und Äbtissin des St. Claraklosters in Wien gewesen sein soll. Wir bemerken hiebei ausdrücklich, daß wir diese Prinzessin in der Reihenfolge der Äbtissinnen zu St. Clara nicht gefunden haben; daß sie aber wirklich daselbst eingekleidet war, unterliegt keinem Zweifel. Auch die Tochter Herzogs Leopold III., der bei Sanbach fiel, Namens Katharina, war in diesem Kloster; jedoch kann diese erst später verstorben sein, da Herzog Leopold zu obiger Katharina ein leiblicher Bruder und somit auch ein Sohn Albrecht's des Lahmen war.

Auf welche Art dieser Grabstein nach Sievering kam, ist unbekannt, und es bleibt auch hier die Vermuthung, daß Katharina in der Klostergruft zu St. Clara gelegen habe, denn in der Fürstengruft bei St. Stephan befindet sich der Körper nicht; daß diese Prinzessin, wenn sie auch etwa keine Äbtissin war, in Sievering in der Kirche bestattet worden sein sollte, ist ganz unwahrscheinlich, und eine Stiftung von derselben kommt in Urkunden für Sievering nicht vor. Am Meisten ist es glaublich, daß dieser Grabstein, als das Clarakloster von Kaiser Ferdinand I. am 20. December 1539 dem Bürgerospitale in Wien¹⁾ eingeantwortet wurde, und die noch übrigen seit dem Türkenkriege abwesenden, später wieder zurückkehrenden wenigen Nonnen das Pilgrimshaus bei St. Anna bezogen, bei dem Bau des Bürgerospitals hierher nach Sievering kam, um vor dem Untergange gerettet zu werden, was freilich wohl schicklicher gewesen wäre, wenn er im Stephansdom einen Platz gefunden hätte.

Eine merkwürdige Bewandtnis hat es übrigens auch mit dem zu obiger Pfarrkirche gehörigen Thurme. Die Sage setzt die Zeit dessen Erbauung schon in die Zeiten der Römer mit der Bezeichnung Propugnaculum²⁾, eine Annahme,

¹⁾ Dieses Kloster stand auf den heutigen Sobtowitzplaz im I. Bezirke.

²⁾ Propugnaculum bedeutet eine Art Schutzgegenstand, hier wahrscheinlich Streithurm.

die jedoch wenig Wert an Glauben verdient, obwohl es immerhin möglich erscheint, daß der Thurm gleichzeitig mit der vom heiligen Severin erbauten Capelle errichtet worden ist.

Sowohl Unter- als auch Ober-Sievering sind ob ihrer hübschen Lage als Ausflugsorte sehr beliebt. Was die Erwerbsverhältnisse betrifft, so beschäftigen sich die hiesigen Bewohner meist mit der Weinfecshung, sowie der Milch- und Obstwirtschaft, und erfreuen sich die hiesigen Sorten weit und breit eines besonderen Zuspruches.

Unter-Sievering, als dessen letzter Bürgermeister Eduard Spieß fungierte, zählt in 172 Häusern 1558 Einwohner, während Ober-Sievering, das bis zur Einverleibung mit Wien von dem Bürgermeister Carl Graninger verwaltet wurde, 75 Häuser mit 568 Einwohnern besitzt.¹⁾

Obzwar ein kleineres Areal einnehmend, — Unter-Sievering besitzt 1.93 □ km, Ober-Sievering 2.26 □ km, — war Unter-Sievering dennoch stets die bedeutendere Ortschaft. Hier befindet sich auch die Pfarrkirche, eine fünfklassige Knaben- und Mädchen-Volksschule²⁾, ein selbstständiges Post- und Telegraphen-Amt³⁾, sowie eine Sicherheitswachtube.⁴⁾

Wir haben bei der Beschreibung von Heiligenstadt bereits auf die unheilvollen Kriegsjahre hingewiesen, in welchen alle diese Ortschaften ungemein gelitten haben. Sowohl durch den Einfall des Ungarnkönigs Mathias Corvinus, wie nicht minder auch durch die beiden Türkenkriege (1529 und 1683) und die französischen Invasionen (1805 und 1809) wurde auch Sievering besonders hart mitgenommen, und lange dauerte es wieder, nachdem die feindlichen Truppen abgezogen waren, bis die frühere Ruhe der Gemeinde zurück-

¹⁾ Beide Ortschaften zusammen besaßen im Jahre 1832 eine Einwohnerzahl von 1060 in 117 Häusern. Der Viehstand war folgender: 33 Pferde, 2 Ochsen, 194 Kühe.

²⁾ Schulgasse Nr. 50

³⁾ Hauptstraße Nr. 84.

⁴⁾ Nr. 130.

kehren konnte, lange Zeit verstrich, bis die letzten Merkmale ruchloser Verwirrung verwischt wurden.

In der malerischen Umgebung der Ortschaft verdient die romantische Anhöhe „Am Himmel“ — früher Pfaffenberg geheissen — besonders bemerkt zu werden. Hofrath Kriegl hatte seinerzeit diese Besitzung käuflich an sich gebracht, um hier in der lustigen Höhe ein freundliches Heim, ein hübsches Gebäude nebst einem Garten, sich zu schaffen. Später übernahm den „Himmel“, der zu Sievering gehört und auch dahin eingepfarrt ist, der Wiener Großhändler Freiherr von Rieger, von dem die Besitzung später wieder in andere Hände überging. Weitere Besitzer waren: Freiherr von Braun, Graf Erdödy, General Freiherr von Mack, Börsen- und Wechselsensal Josef Schoslan.

Bemerkenswert ist weiters, daß sich hier auf dem Berge eine im Jahre 1782 vom Freiherrn von Braun errichtete Wasserleitung befindet.



Nußdorf.

Am rechten Ufer der Donau, am Fuße des historischen Kahlenberges, breitet sich nördlich von Heiligenstadt die 4300 Einwohner zählende Ortschaft Nußdorf aus.

Die Lage dieser, nun zum 19. Wiener Gemeindebezirke gehörigen Gemeinde ist überaus schön und romantisch. Von der Höhe des Kahlen- und Leopoldsberges gesehen, gleicht Nußdorf, dessen hintere Häuser fast auf den letzteren sich anlehnen, einer naturreichen Oase, deren Bewohner, meist Hauerleute, in gesegneten Jahren ihre Mühe, der sie sich in der Bebauung der köstlichsten Rebenforten unterziehen, reichlich belohnt finden. Thatsächlich bildet die Weincultur den hauptsächlichsten Erwerbszweig der Bewohner; außerdem aber besitzt Nußdorf in den ausgedehnten Ebenen gegen die Donau zahlreiche Gärten, deren Erträgnis. — gutes Obst und andere Gartenfrüchte — die Leute wohl in den Stand setzt, ein ruhiges, angenehmes Leben zu führen. Auch die Milchwirtschaft wird hier rationell betrieben, und erfreuen sich deren Producte auf dem Wiener Markte, wohin sie meist verführt zu werden pflegen, der regsten Nachfrage; Feldbau ist hier keiner.

So klein auch die Ortschaft ist — 214 Häuser — desto größer ist deren Beliebtheit, und bildet die größte Anziehungskraft entschieden der treffliche Rebenjaft, welcher weit und breit, ob seines gediegenen Gehaltes, allen anderen Weinsorten dieser Gegend vorgezogen wird. Diese „Bewandnis“, sowie die Nähe von Wien, hat bei der naturfreundigen Wiener Bevölkerung seit jeher schon die Wirkung nicht verfehlt, und so strömt dieselbe an schönen sonnigen Tagen in hellen Haufen

nach Rußdorf, um sich hier die reizende Umgebung zu be-
sehen, nicht in letzter Linie aber, um sich hier an dem kernigen
Rebensafte zur Genüge zu erquicken.

Auch von Rußdorf aus, wie von fast allen Ortschaften
der nahen Umgebung, genießt man eine überaus lohnende
Fernsicht, u. A. über die Donau, das Marchfeld u. c.

Rußdorf, an dessen Grenze sich gegenwärtig auch ein
Verzehrungssteuer-Linien- und Wasseramt befindet, gehört
unter die ältesten Ortschaften des Bezirkes. Wie verschiedene
engere Umstände schließen lassen, kann die Gründung der
Ortschaft mit Bestimmtheit in die Bildungszeit der Ostmark,
in die Zeit Carl des Großen, gesetzt werden. Nun kamen
wieder viele Jahre, während welcher der Ort fast gänzlich aus der
Geschichte entschwindet, was dem wahrscheinlichen Umstande
zuzuschreiben ist, weil wilde Ungarnhorden die ganze Gegend
bis hinauf nach Melk durch lange Jahre besetzt hielten.

Mit der Hälfte des 11. Jahrhunderts aber fängt ein
erneuertes, rapides Wachsthum der Ortschaft wieder an, von
welcher Zeit an mehrere Urkunden über Rußdorf, welches
allen Anscheine nach seinen Namen von den hier vor Jahr-
hundertern gestandenen Rußbäumen erhalten hatte, sich that-
sächlich auch noch vorfinden. Außerdem aber gab es im
12. Jahrhundert ein edles Geschlecht, das sich von der
Ortsbenennung — Herren von Rußsdorf — den
Namen nahm.

Von diesem Geschlechte, dessen einzelne Sprossen als
herzogliche Forstmeister der umliegenden Waldungen fun-
gierten, sind der Geschichte urkundlich folgende Namen be-
kannt: Albero oder Albertus und Otto von Ruzdorf
(zu Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts),
Rudgerus und Chunradus de Ruzdorf (in den
Jahren 1248 und 1256). Die beiden Brüder Ditricus
und Starchandus von Ruzdorf unterzeichneten im

Jahre 1280 als Zeugen einen Verzichtbrief der Herren Bernhard und Heinrich von Schaumburg Als letzter Sprosse dieser Familie erscheint im Jahre 1346 Otto Spann von Nußdorf, mit welchem Namen der Stamm, nachdem keine weiteren Aufzeichnungen existieren, wahrscheinlich ausgeblüht hatte. Das noch erhaltene Siegel des Letzteren bestand in einem thalergroßen rundem Schilde mit folgender Inschrift: „† S. Ottonis Döi. Span de Nusdorf“. In der Mitte des Schildes ist ein Stück eines Baumastes, an dessen beiden Seiten mehrere Blätter aufwärts stehen.

Die kirchliche Geschichte von Nußdorf ist jüngeren Datums. Wohl besaß die Ortschaft schon im 15. Jahrhundert eine dem heiligen Thomas verehrte Kapelle, in welcher mehrere Stiftungen bestanden, die es ermöglichten, daß in derselben mehrmals in der Woche Messen gelesen wurden; immerhin aber blieb Nußdorf ein Filialort der Pfarre zu Heiligenstadt. So blieb es bis zur neuen Pfarr-Eintheilung.

Im Jahre 1785 wurde das Dorf aus dem Heiligenstädter Sprengel ausgeschieden und eine neue Pfarrkirche erbaut. Das unstreitig größte Verdienst, daß Nußdorf eine eigene Pfarre erhielt, erwarb sich der damalige Propst von Klosterneuburg, P. Floridus Leeb, welcher es durch viele Mittel dahin zu bringen wußte, daß auch diese, sich stets einer größeren Bevölkerung erfreuende Ortschaft ein würdiges Gotteshaus erhielt; dasselbe wurde im Jahre 1787 eingeweiht und ebenso, wie die frühere Kapelle dem Andenken des heil. Thomas verehrt.

Das hübsche Kirchlein, als dessen Pfarrverweser seit mehreren Jahren bereits P. Gregor Schmied fungiert, ist einfach gehalten und bietet, auf einer Anhöhe gelegen, eine hübsche Aussicht; im Innern der Pfarrkirche befindet sich ein mit einem sehenswerten, den heiligen Thomas vorstellenden Altarblatte, versehener Hauptaltar, sowie zwei Seitenaltäre.

Wir haben weiter oben bemerkt, daß Nußdorf im 11. Jahrhundert sich schon eines gewissen Bekanntheits erfreute, was größtentheils dem Umstande zugeschrieben zu werden verdient, daß damals schon zahlreiche Weingärten sich hier befanden, welche Arbeiter und Ansiedler hierherlockten; denn in dieser Zeit bereits erfreuten sich die Nußdorferweine eines gewissen Renommés.

Im Jahre 1194 schenkte der damalige Propst von Klosterneuburg, Werner, als er zum Bisthume Gurk berufen wurde, seinen hiesigen Besitz der Stiftspfarre, und hieß es in dem Schenkungsbriefe: „insulam Nuzdorf sitam“. Zwei Jahre später — 1196 — vertauschte wieder Hugo von Modelandsdorf zwei seiner zahlreichen Güter, eines in Grizing und eines in Nußdorf.

Während seines mehrhundertjährigen Bestandes hat die Ortschaft, gleich ihren Nachbargemeinden, viel gelitten durch Feindeshand. Schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts, zu welcher Zeit sich das kleine Dorf in überaus freundlicher Weise zu entwickeln begann, wurde Nußdorf ein Opfer des damaligen Religionskrieges der Hussiten, und ist es daher angezeigt, darüber des Näheren zu berichten.

Herzog Albrecht, welcher im Jahre 1411 dem Herzoge Leopold in der Regierung folgte, legte eine große Bedeutung in seine Stellung zur Kirche. Während nun König Wenzel in Böhmen keine Ahnung von den Folgen der Bestrebungen Johannes Huf' und seiner zahlreichen Anhängerschaft zu haben schien, suchte Albrecht auf Anrathen seiner Regierung durch eine Reform der Klöster in seinem Lande dem kirchlichen Verfall entgegenzutreten. Gegen die Hussiten trat er, im Bunde mit König Sigismund, mit aller Strenge auf und nahm nach dem Tode Wenzel's an der Bekämpfung der Unruhen, die sich bis nach Oesterreich verpflanzten, lebhaft Antheil. Doch auch die Hussiten, deren Emissäre ganz Oester-

reich durchzogen, trachteten durch Wort und Waffe zu ihrem Ziele zu gelangen.

Um Pfingsten des Jahres 1428 waren die Hussiten bis in die nächste Umgebung Wiens vorgeedrungen, um unter Führung Prokop's in einer Stärke von 10.000 Mann bei Sedlesee zu lagern und durch Raub, Brand und Zerstörung der Kirchen ihren Fanatismus zu bezeichnen. Nur durch die energischsten Vertheidigungsmaßregeln, durch die Ausführung von Bollwerken u. u. konnte es verhindert werden, daß in Wien der weiteren Zerstörung Halt geboten werden konnte. Wohl blieb Wien verschont von diesen feindlichen Fanatikern, desto mehr hatten aber die Sedlesee gegenüber und höher gelegenen Ortschaften, insbesondere Rußdorf, zu leiden. Rußdorf, das von dem feindlichen Lager aus stark beschossen wurde, blieb das Opfer dieses Religionskampfes.

Später wieder kamen verschiedene Raubritter und allerlei Gesindel in die Gegend, hier Alles zerstörend, so daß sich die Bewohner einzeln gar nicht mehr auf die Felder und in die Weingärten zu gehen getrauten. Während des folgeschweren Bruderzwistes zwischen Kaiser Friedrich und Herzog Albrecht unternahm der berüchtigte und gefürchtete Parteigänger Fronauer, nachdem er Klosterneuburg verheerte, auch in diese Gegend seine Raubzüge, überall Schrecken erregend. Im Jahre 1463 wurde in Rußdorf der Bürgermeister von Wien, Ulrich Holzner, welcher sich hierher geflüchtet hatte, gefangen und wieder nach Wien zurückgebracht.

Im Jahre 1483 wurde die Ortschaft abermals von den rohen Ungarn-Truppen des Königs Matthias Corvinus, welcher hier zu seiner Vertheidigung Schanzen errichten ließ, in überaus schrecklichster Weise zugerichtet, ebenso während der beiden Türkenjahre 1529 und 1682; nicht minder aber auch wirtschafteten in den Jahren 1805 und 1809 die Franzosen, deren Forderungen und Verlangen wahrhaft — fürchterlich gewesen waren.

Wenn auch im Anfange des Aufblühens der Ort nicht besonders groß gewesen zu sein scheint, so kam alsbald ein frischer Zug, indem zahlreiche neue Weingärten entstanden und viele Neuansiedlungen erfolgten. Es entstanden zahlreiche Wirtschaften in Rußdorf, der Verkehr, dem die vorbeifließende Donau in überaus namhafter Weise zu Statten kam, wurde reger, so daß auch dann die 15 errichteten Freihöfe in die Lage kamen, selbstständige Grundobrigkeiten zu bilden.

Außer der bereits erwähnten Pfarrkirche ist hier noch das ehemalige gräfl. Lamberg'sche Gebäude, die k. k. Schwefelsäure-Fabrik, sowie das alte, den Herren Bachofen von Echt und Medinger gehörige Bräuhaus¹⁾ zu erwähnen.

In Rußdorf, das eine Station der Franz Josefs-Bahn, sowie der von hier auf den Kahlenberg führenden Zahnradbahn bildet, ist auch ein Landungsplatz der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft für alle Schiffe der Donau. Außerdem gibt es hier mehrere hübsche und elegant ausgestattete Gastwirtschaften, in erster Linie die Restauration „zur Rose“, sowie der „Bockkeller“, welcher letzterer als hübsch gelegener und vielbesuchter Belustigungsort mit seiner prachtvollen Aussicht sich einer ungemainen Beliebtheit erfreut.

Rußdorf, das sich auf einem Flächenraume von 2.15 □ km erstreckt, besitzt eine Knaben- und Mädchen-Volksschule²⁾, ein Post- und Telegraphen-Amt³⁾, sowie eine Sicherheitswachtstube⁴⁾; außerdem befinden sich hier eine freiwillige und eine Turnerfeuerwehr, sowie folgende Vereinigungen: Allgemeiner Arbeiter-Verein in Rußdorf (Hauptstraße 65), Junggesellen-Club (Hauptstraße 40), Touristen-Gesellschaft „D'Kahlenberger“, Kirchenmusik-Verein der Pfarre St. Thomas (Färbergasse 1).

1) Färbergasse Nr. 11.

2) Heiligenstädterstraße Nr. 26.

3) Kahlenbergerstraße Nr. 15.

4) Hauptstraße Nr. 44.

Bevor wir die Beschreibung der Ortschaft Rußdorf, das in den Dreißiger-Jahren des 19. Jahrhunderts anderthalb Tausend Einwohner zählte und früher zu Theilen den Grundherrschaften Dominikaner-Prediger-Orden in Wien, Spitalfond Tulln, herrschaftliche Altenburger Gülte Neudorf, Herrschaft Königstetten, Ober-Sievering und Ober-Döbling, Stift Zwettl und Klosterneuburg angehört hatte, beschließen, müssen wir auch der Leitung gedenken, unter welcher das anmuthige Gemeinwesen so überaus gewonnen hatte und sich in einer solch' freundlichen Weise entwickeln konnte. Es war dies die letzte autonome Gemeinde-Vertretung, welche, mit dem umsichtigen energischen Bürgermeister Adolf Bachofen von Echt an der Spitze, Rußdorf zu einer der geordnetsten Gemeinden zu machen verstand. |



Heiligenstadt.

Ebenso wie die Ortschaft Grinzing, erfreut sich auch Heiligenstadt einer überaus reizenden Umgebung. Die anmuthige Lage bildet ein rundes, kegelförmiges Thal, das von dichten Weingärten gebildet und von lustig dahinsprudelnden Gebirgsbächen durchschnitten wird. Es liegt fast im Mittelpunkt einer langen Kette einer ungemein romantischen, gesunden Landschaft, woran die Orte Kahlenbergerdorf, Rußdorf, Grinzing und Sievering sich in stimmungsvoller Reihenfolge hinziehen, im Hintergrunde wieder erheben sich die hohen Gebirge mit dem Kahlen-, Leopolds- und Cobenzberge.

Deshalb ist es selbstverständlich, daß man diese reizenden Plätzchen der Mutter Natur gerne besucht, umsomehr, als sich hier bei anmuthigen Spaziergängen blumenreiche Wiesen mit natürlichen Baumanlagen und endlosen Weingärten abwechselnd dahinziehen, wo der Wanderer von dem Punkte des ost südlichen Abhanges des Kahlenberges nicht nur das schöne Wien mit all' seiner Pracht zu erblicken vermag, sondern es entrollt sich ihm ein gar weites Bild des Horizontes; er sieht von hier die mannigfachen Krümmungen des breiten Donaustromes, das historische Marchfeld, das alte Mödling &c. &c. — deshalb erfreut sich Heiligenstadt des wohlverdienten Rufes, eine der schönsten Ortschaften des Kronlandes Niederösterreich zu sein, deshalb erfreut es sich auch eines ungemein zahlreichen Besuches von Seite der für die Wunder der Natur so überaus empfänglichen Wiener.

Die Bewohner, fast 5000 an der Zahl, wissen alle diese Vorzüge der Natur vollends zu würdigen, indem ihr Haupterwerb die Vermietung der zahlreichen Sommerwohnungen

bildet; aber auch das Erträgnis der Wein- und Milchwirtschaft trägt das Seinige bei, um der Inwohnerschaft, meist schlichten Hauerseuten, einen lohnenden Verdienst zu verschaffen. Nebst einer Anzahl netter Land- respective Sommerhäuser, besitzt Heiligenstadt, dessen beste Weinsorten auf den sanften Vorhügeln des Rahlengebirges gedeihen, auch mehrere hübsch ausgestattete Villengebäude, die von niedlich angelegten Gärten umgeben sind.

Was die Geschichte der Ortschaft anbelangt, so steht es fest, daß der Ursprung derselben weit zurückgreift in die graueste Vergangenheit. Heiligenstadt mag schon bis in die Römerperiode zurückdenken und wohl das ehrwürdige Alter von über 1500 Jahren hinter sich besitzen.

Wie die uns überlieferten Traditionen bestätigen, wurden in der Gegend des heutigen Heiligenstadt schon im Jahre 276 n. Chr. G. auf Anordnung des römischen Imperators Probus Weinreben gepflanzt und so eine neue Ansiedlung geschaffen. Die goldigen Weinsorten gediehen auch in vorzüglichster Weise, einen reichen Gewinn abwerfend, was zur Folge hatte, daß sich hier zahlreiche Arbeiter und Ansiedler ankauften, den erträgnisreichen Boden in gedeihlichster Weise ausnutzend. Einer weiteren, heute noch erhaltenen Sage nach wird weiters behauptet, daß die alten Römer die Gegend von Heiligenstadt wegen ihrer anmuthig-schönen Lage und der unvergleichlichen, auf den Bergen sich weit über die beiden Ufer der Donau öffnenden Aussicht, die für ihre militärischen Erfolge von besonderer Wichtigkeit waren, indem sie schon auf dem Rahlenberge eine Befestigung angelegt hatten, sammt dem aus den Waldgebirgen quellenden Heilwasser genau kannten und oft und gerne besuchten.

Doch erst seit dem Jahre 454 ward die Ortschaft, die einen Flächenraum von 274 □ km umfaßt, berühmter. Dies war, als zur Zeit der Rügen, einer alten Sage zufolge,

sich Heiligenstadt der heilige Severin zum Aufenthalte erwählt hatte, um die Gläubigen des Christenthums in ihrer Gottesverehrung zu stärken. Dieser heilige Mann gab sich viele Mühe, um in dieser Gegend dem Christenthum nach Thunlichkeit Eingang zu verschaffen, weshalb er hier eine kleine Kapelle erbaute und dieselbe später mit mehreren Reliquien der Heiligen Gervasius, Protasius und Johannes des Täufers, die ihm von einigen unbekanntem Pilgern gebracht worden sind, ausschmückte. Diese Kapelle, um welche herum sich mehrere Zellen für die Gesellschaft des heiligen Severin befanden, besteht heute noch, und zwar ist es das kleine St. Jacobs-Kirchlein auf dem Pfarrplatze. Alte Mauerstücke, die mehr denn 1000 Jahre den mannigfaltigsten Verwüstungen der Zeit und Menschen mit Erfolg getrotzt haben mögen, lassen die Annahme als richtig erscheinen. Auch soll St. Severin, welcher am 8. Jänner 482 seinen Geist aufgab, in dem von ihm errichteten Gotteshause, das im Jahre 1872 zum Theile durch eine Feuersbrunst zerstört worden ist, beerdigt worden sein.¹⁾

Nach sechs Jahren jedoch — 488 — erhoben mehrere Brüder seinen Körper, um mit demselben nach Italien zu ziehen und dem von dem verstorbenen Heiligen angekündigten Einfalle der barbarischen Völker, der später thatsächlich erfolgte, mit ihrer theueren Reliquie zu entgehen. Es dauerte thatsächlich nicht lange, als die Gothen den Rügen Noricum entriffen, und nachdem diese abgezogen waren, drangen wieder Hunnen und Avaren, diese gefürchteten Gäste, vor, überall Alles verwüstend, überall die Cultur vernichtend. Die wenigen Baulichkeiten der kleinen Ortschaft fielen ebenfalls dem Feinde in die Hände, welches Schicksal auch die Zelle des heiligen Severin, sowie das Kirchlein sammt den um dasselbe erbauten Hütten der Genossen theilen mußten. Nach dem Abzuge

¹⁾ Nach dem Berichte seines Biographen Eugippius.

glich die Gegend des heutigen Heiligenstadt wahrhaft dem Bilde der ärgsten Verwüstung, aus dem sich das kleine zum Theile erhaltene Kirchlein emporhob. So gerieth die kleine Ortschaft zum zweiten Male in Vergessenheit,

Volle 500 Jahre waren seit dieser Katastrophe in den Strom der Zeit dahingeflossen, als im Jahre 994 die Magyaren von dem Babenberger, dem ersten Markgrafen von Oesterreich, Leopold dem Erlauchten, von der Grenz-feste Mölk mit Gewalt bis über die Leitha zurückgedrängt wurden und neue Ortschaften, sowohl am rechten Donauufer, wie auch hier, entstanden.

Zu 12. Jahrhundert, zur Zeit des Markgrafen Leopold des Heiligen, war Heiligenstadt bereits eine der bekanntesten Ortschaften von Oesterreich, es war ziemlich stark bewohnt und besaß bereits eine hübsche Kirche, die heutige Pfarrkirche St. Michael, welche in dem Jahre 1091 bis 1095 vom Markgrafen Leopold erbaut worden ist; übrigens ist in der Kirche selbst, welcher heute der Pfarrer Leo Kwietka von Kwietowki als Pfarrverweser vorsteht, die Jahreszahl 1095 angebracht, die Zeit der wahrscheinlichen Erbauung. Zu jener Zeit bildete die St. Michaelskirche, die im Jahre 1534 vollständig umgebaut, vor mehreren Jahren abermals gründlich renoviert wurde und bei welcher letzterer Gelegenheit auf dem Felde vor dem Hauptthore ein hübsches Frescogemälde angebracht ward, bloß eine Filiale von St. Martin in Klosterneuburg bis zu der Zeit, als sie im Jahre 1246 von der letzteren getrennt und zu einer eigenen Pfarre umgewandelt worden ist.

Unten in einem schön gelegenen Thale des Ortes erhebt sich diese alte, wohl über 600 Jahre zählende und dem Erzengel Michael verehrte Pfarrkirche, als bezeichnendes Merkmal der grauen Vorzeit. Der altgothische Bau ist ganz aus ungehauenen Quadersteinen, der Thurm ziemlich hoch, und

unter demselben rieselt wieder rauschend ein Bergwasser, dessen Quelle sowie der Ablauf bis heute noch unentdeckt blieb. Das geräumige Schiff der Kirche stammt offenbar noch aus den ersten Zeiten der Erbauung, dagegen läßt die mittlere Wölbung auf ein neueres Werk, das erst gegen Mitte des 16. Jahrhunderts hergestellt worden sein mag, mit Sicherheit schließen; selbst das Presbyterium, ohne alle Symmetrie gebaut, scheint nicht in die ursprüngliche Bauart der alten Kirche zu gehören, und gleicht sowohl der äußere als auch der innere Baustyl, die mäßige Gewölbung und die Tragpfeiler, jenen der altgothischen Kirchen von Berchtoldsdorf und Mödling.

Was die innere Ausstattung betrifft, so ist dieselbe ziemlich einfach mit einem, mit dem Bilde des Erzengels Michael geschmückten Hochaltare und sechs Seitenaltären; außerdem befinden sich hier mehrere Grabdenkmäler und ein uralter, nicht mehr kennbarer Grabstein. Weiter ist hier noch des alten Beinhauses zu erwähnen, das vor mehreren Jahrhunderten errichtet worden ist und wohl mehr als 50.000 Menschengelbeine, die wie Holz übereinander geschichtet wurden, in sich schloß, was sich aus dem Umstande leicht erklären läßt, daß zu früheren Zeiten die Ortschaften Grinzing, Nußdorf und Unter-Döbling zu der Pfarre Heiligenstadt gehört hatten.

Während diese Pfarrkirche im Thale liegt, erhebt sich auf einer Anhöhe, mitten im Orte selbst, die bereits erwähnte St. Jacobs-Kapelle, deren Presbyterium jene Stelle einnimmt, wo sich seinerzeit die Zelle des heiligen Severin befand. Neben dieser Kapelle stand schon im Jahre 1108 ein Pfarrhof und ein Hospital.

Verschiedene Geschichtschreiber führen mit Bestimmtheit an, daß hier vor Zeiten Tempelherren residierten, eine Annahme, die vollkommen unrichtig erscheint, da darüber durch-

aus keine Urkunden etwas zu berichten wissen, überdies aber gehörte die Kirche dem ununterbrochenen Besizthume des Stiftes Klosterneuburg an.)

Um auf die Entstehung des Namens Heiligenstadt zu kommen, sei vorerst bemerkt, dass die Ortschaft während der verfloffenen 600 Jahre verschiedene Namen hatte und auch ein adeliges Geschlecht, das mit der Ortsbenennung in einem gewissen Zusammenhange stand, hier ansäßig gewesen ist. So wurde der Ort im 12. Jahrhunderte von seiner Kirche „ad Sanctum Michaelum“ benannt, während im 13. Jahrhunderte demselben, wahrscheinlich zum Andenken an den heiligen Severin, der Name „Sanctus locus“ (heilige Stätte) beigelegt wurde; auch in mehreren lateinischen Urkunden findet sich zu wiederholtenmalen die Bezeichnung „urbicola“ (Städtlein), sowie die durch Sprachgebrauch entstandene Benennung „Sancta civitas“ oder Heiligenstadt. Diese letztere Benennung fand den meisten Anklang, weshalb sie auch sowohl im mündlichen als auch im schriftlichen Verkehre gebraucht und erhalten blieb.

Von dem bereits oben erwähnten adeligen Geschlechte, dessen Mitglieder in Heiligenstadt ansäßig waren und zahlreiche ausgedehnte Weingärten ihr Eigen nannten, erscheint Dominicus Wisinto de Sancto Loco als Erster, als Zeuge in einer Urkunde des Grafen Leopold von Hardeck, und zwar handelte es sich hier um das dem Stifte Klosterneuburg um den Betrag von 115 Pfund Wiener Pfennige überlassene Dorf Höflein (Schenkungs-Urkunde vom Jahre 1248); außerdem aber kommt noch dieser Name, sowie jener dessen Eidams Arnold in mehreren weiteren Urkunden und Schriftstücken wiederholt vor. Im Jahre 1260 lebten außer dem bereits genannten Wisent noch Ulrich, Rudolf, letztere beide Brüder, Hugo, Dietrich und Friedrich von Heiligenstadt. Mit Ditmar de Sancto loco, welcher im

Jahre 1330 starb und bei den Minoriten in Wien begraben wurde, scheint der Stamm dieses Adelsgeschlechtes bereits ausgestorben zu sein, nachdem kein Träger dieses Namens mehr urkundlich benannt vorkommt.

Als im Jahre 1469 der neuerrichtete bischöfliche Sitz bei der Domkirche St. Stephan in Wien zum ersten Male besetzt ward, zog das Passauische Consistorium von Wien auf seinen Hof in Heiligenstadt, um hier durch mehrere Jahre hindurch die hiesige Pfarrkirche St. Michael mit Gottesdienst zu versehen.

Auch in kriegsgeschichtlicher Beziehung vermag Heiligenstadt, gleich seiner Nachbargemeinde Grinzing, auf eine Reihe gar schwerer Tage zurückzublicken. In erster Linie waren es die ungarischen Horden, welche unter Führung Mathias Corvinus' die hiesige Gegend in schrecklichster Weise überfallen, Alles vernichtet und zahlreiche Existenzen vollständig ruiniert hatten.

Die zweite furchtbare Zeit war das Jahr 1529, jenes unheimliche Türkenjahr, das abermals, womöglich in noch düsterer Weise, das traurigste Bild geschaffen hatte. Die Türken, in dichten Massen sich vertheilend, dehnten ihr Lager bis in die Gegend von Heiligenstadt aus, und nach wenigen Augenblicken schon stand das ganze Dorf sammt seinen beiden Kirchen in hellen Flammen. Die Einwohner, meist schlichte Hauerleute, suchten durch schleunigste Flucht bloß ihr nacktes Leben vor dem blutgierigen Feinde zu retten, ein Beginnen, das durch den Vorsprung der Halbmondschorden zur Unmöglichkeit ward. Nur Wenigen war es möglich, dem Tode zu enttrinnen, die Meisten wurden gefangen genommen, um am 14. October 1529 unbarmherzig niedergemetzelt zu werden.

Fast anderthalb Jahrhunderte nun dauerte die Ruhe wieder, eine Zeit, die zur Neuaufrichtung des Zerstorten, zur Schaffung geregelter Verhältnisse benützt worden ist, eine

Zeit, welche die besten Erfolge für die einzelnen Gemeinden aufweisen konnte.

Kurz vor Beginn des Jahres 1679 traf die nahe Residenzstadt, sowie die dieselbe umgebenden Ortschaften abermals ein schweres Unglück. Es brach die Pestseuche aus mit einer verheerenden Wirkung wie noch nie zuvor. Als die Gefahr immer größer wurde und die Erkrankungs- und Todesfälle eine immer mehr und mehr steigende Zahl erreichten, übersiedelte der Kaiser Leopold I. mit dem ganzen Hofe auf den Kahlenberg — 9. August; später aber, als auch hier die Seuche auftrat und hier sowie in der nahen Umgebung zahlreiche Opfer forderte, sah sich der Kaiser gezwungen, seine Residenz nach Prag zu verlegen. Jed und verlassen waren nun die Straßen von Wien und dessen Umgebung, Handel und Gewerbe standen still, und fast Niemand getraute sich, seine Wohnung zu verlassen, weil er die Gefahr der Ansteckung fürchtete. Erst nach drei Monaten ließ die furchtbare Krankheit in ihrem Wüthen nach — ein namenloses Elend, eine unbeschreibliche Nothlage war ihre Folge.

Doch nicht lange erfreute sich Wien und seine Umgebung der Erholung; es kam abermals ein neuer Schicksalsschlag — in Gestalt der zweiten Belagerung durch die Türken.

Nach Ablauf des auf 25 Jahre geschlossenen Waffenstillstandes fiel der Sultan im Jahre 1682 in Ungarn ein, um sodann ohne Aufenthalt mit einer colossalen Heeresmacht gegen Wien vorzudringen. Schon am 12. Juli 1683 verkündete das Niederbrennen der Orte Laa und Inzersdorf das gefürchtete Erscheinen der Türken. Zwei Tage später begann die Aufstellung des türkischen Lagers, welches vom Laaer-Hözl angefangen, über Hundsthurm, Gumpendorf, Ottakring, Himmelpfortgrund, bis hinab zu den sich an der Donau erstreckenden Ortschaften in einem Halbkreise hinzog.

Am 16. Juli mußte Herzog von Lothringen die nächst Wien gelegenen Donauinseln den Türken räumen, womit die Einschließung der Stadt vollendet wurde.

Nahe der Schmelz erhob sich das türkische Hauptquartier, um das herum gegen Osten und Westen die Pascha's mit ihren Truppen in einer Stärke von 168.000 Mann lagerten. Diesmal richteten die Türken ihre Hauptangriffe gegen die innere Stadt von Wien. Zuerst begannen sie langsam vorzurücken, um sodann immer mehr und mehr intensiver zu bombardieren und gegen die damalige Hauptstärke des Belagerungskrieges, die Burg- und Löwelbastei, Minen zu legen.

Doch auch „unjere“ Leute waren nicht säumig, auch sie waren gesammelt, um dem eindringenden Feinde energisch Widerstand zu setzen. Am 17. Juli begann von der Stadt aus das Feuer gegen die feindlichen Batterien, zwei Tage später beschoss zum ersten Male der Feind anhaltend die Stadt, und es gab nun unausgesetzt zu thun, den Ausbruch von großen Feuersbrünsten zu verhüten.

Nachdem Kara Mustafa trotz aller seiner Bemühungen den Einzug in die Mauern der Stadt sich nicht erzwingen konnte, wurden seine Angriffe immer intensiver, und es verging nun kein Tag, ohne daß nicht eine Mine sprang oder Bomben in die Festung fielen.

Am 17. August überbrachte Georg Kolschitzki dem Fürsten Starhemberg ein Schreiben des Herzogs von Lothringen, worin dieser das baldige Eintreffen des Hilfsheeres von 70.000 Mann verkündigte.

Der übermüthige Sultan, der die Belagerung bisher allzuleicht nahm, war, wie selbstverständlich, durch den hartnäckigen Widerstand Wiens tief erbittert, weshalb er, da er überdies Kenntniß von der herannahenden Ersatzarmee erhielt, seine Anstrengungen nun verdoppelte und thatsächlich schon Anfangs September sich der Burgravelins und der Spitze der

Löwelbastei bemächtigte. Am 7. September begann er von Neuem die Stadt heftig zu beschießen.

Am 30. August hielten die Allirten im Hauptquartiere des Polenkönigs Johann Sobieski zu Hollabrunn einen Kriegsrath über die nun einzuleitenden Entsatz-Operationen. Man entschied sich für den Marsch durch den Wienerwald und über das Kahlengebirge, während das Obercommando der Allirten Sobieski übernahm.

Am 7. September setzte sich die Armee, vom Tulnerfeld aus, in drei Treffen derart in Bewegung, daß Prinz Carl von Lothringen den linken Flügel mit kaiserlichen und sächsischen Truppen, Sobieski den rechten, mit polnischen Truppen und je einem Regiment der kaiserlichen, sächsischen, bairischen und fränkischen Truppen, und die Kurfürsten von Baiern und Sachsen das Centrum commandierten. Das Vorrücken der drei Armeen gieng bei den großen Terrain-Schwierigkeiten nur langsam von Statten. Am 11. September gelangten die Allirten auf den Kahlenberg, um von hier aus das Schlachtfeld zu überschauen. Anstatt sanfter Abstufungen gegen Wien, wie der Führer erwartete, erblickte er ein durch Wälder, Schluchten und Hügel abwechselndes Terrain, das überdies den Gebrauch der Reiterei unmöglich machte, und es war daher kaum vor drei Tagen möglich, das feindliche Lager zu stürmen.

Was nicht möglich schien, sollte jedoch kommen: Die Raschheit und das Ungeßüm der deutschen Hilfsarmee beschleunigten gar rasch die erwartete Entscheidung, indem sich schon am nächsten Tage der Kampf mit dem linken Flügel des Prinzen von Lothringen in den Hohlwegen zwischen dem Kahlen- und dem Leopoldsberge in heftigster Weise entspann, um nun sofort das Vorrücken des Centrums in die Schlachtlinie zu ermöglichen. Gegen Mittag desselben Tages gelang es den muthigen Truppen des Prinzen Carl bis nach Heiligenstadt und Rußdorf vorzudringen, um hier Halt

zu machen und dem Centrum, sowie dem rechten Flügel der Armee Zeit zu lassen, über den Hermannskogel und den Cobenzberg, dann über Neustift, Dornbach und Hütteldorf sich entwickeln zu können.

Früh nachmittags traten endlich die polnischen Streiter in die Schlachtlinie ein, und nun wüthete der Kampf auf beiden Seiten durch mehrere Stunden in heftigster Weise. Trotz allen Widerstandes gelang es, die Türken, namentlich durch das siegreiche Vordringen des linken Flügels, auf allen Punkten zurückzuwerfen und zur vollständigen Flucht zu zwingen.

Selbstverständlich litt Heiligenstadt unter diesen Kämpfen ungemein. Die vereinigte Reichsarmee, vom Kahlenberge kommend, sah sich veranlaßt, auch diese Ortschaft mit Sturm zu nehmen, um den türkischen Halbmond mit Erfolg in die Flucht schlagen zu können.

Gegen Abend war endlich die blutige Schlacht gewonnen und das Türkenheer in Auflösung. Das ganze Lager zurücklassend, zog Kara Mustapha mit den Resten seines früher so imposanten Heeres von Wien ab.

Welch' grauenhaften Anblick der ganze Schauplatz der Belagerung bot, schildert Archivar Carl Weiß¹⁾ folgendermaßen: In- und außerhalb der Stadt ein Bild des Jammers und der Verwüstung. Zerschossen lagen die Bastionen, Thürme und Courtinen, Häuser und Kirchen; von Rauch und Feuer geschwärzt waren die zahlreichen Brandstätten, mit Schmutz und Unrath Straßen und Plätze bedeckt; dazwischen wandelten bleiche Hungergestalten, den Verlust ihrer Habe und Angehörigen betauernd. Doch wie sah es erst im Lager aus! Ueberall Leichen, gefallene Pferde, Kameele, Ochsen und Unflath, was einen ekelerregenden Gestank verbreitete. Jene, die in den Vorstädten Häuser und Gärten besaßen, fanden in den Zimmern und Kellern Leichen und Aeser, die im Wein der ge-

¹⁾ In seiner „Geschichte der Stadt Wien“.

sprenghen Fässer schwammen. Tiefes Mitleid erregte es, in allen Theilen des Lagers bei 500 kleine Kinder zu finden, meist zurückgelassen von den in die Sklaverei abgeführten christlichen Gefangenen, darunter viele Säuglinge, die nach der Mutterbrust schrien. Bischof Kolonitsch, der während der Belagerung mit größter Aufopferung sich der Krankenpflege widmete, ließ die Kinder sammeln und auf seine Kosten verpflegen

Dieselben Zustände existierten auch in den diesseitigen Ortschaften Heiligenstadt, Rußdorf, Sievering &c. Auch hier ward Alles verwüstet, die Ueberbliebenen konnten Nichts ihr Eigen nennen, als die wenigen Trümmer ihrer ehemaligen Wohnstätten, die vollständig devastierten Weingärten &c. &c.

Zahrzehnte bedurfte nun die spätere Mühe, die Verwüstung zu bannen und die Gemeinde wieder auf jene Stufe zu bringen, auf der sie früher stand, ein geregeltes Gemeinwesen zu schaffen, das auf allen Gebieten Handel und Wandel zu heben im Stande sein konnte. Langsam erholte sich Heiligenstadt und präsentiert sich heute mit seinen luxuriös ausgestatteten Villen als einer der reizendsten Vorposten der Residenz, umso mehr, als Mutter Natur in keiner Weise mit ihren reichen Gaben geizte und die Ortschaft überaus anmuthig auszustatten verstand.

Es kam aber noch ein weiterer Schicksalsschlag für die kleine Gemeinde, die französische Invasion im Jahre 1809. Wir brauchen hier nicht des Näheren auch auf diese schweren Tage zurückzukommen und registrieren hier bloß die eine Thatsache, daß Heiligenstadt ebenso wie die meisten Wien umschließenden Ortschaften unter den grenzenlosen Noheiten der französischen Krieger ungemein zu leiden hatte.

Wir haben weiter oben bereits bemerkt, daß schon zu Zeiten des römischen Kaisers Probus hier eine Heilquelle entdeckt worden ist. Doch erst seit dem Ende des vorigen

Jahrhundertes, seit dem Jahre 1784, wurde die Quelle benützt, und nachdem dieselbe durch den Arzt Dr. Klinger auf ihren heilkräftigen Inhalt untersucht und als für Kranke besonders wohlthuend erklärt worden ist, dem öffentlichen Verkehre übergeben. Ein Privatmann erwarb alsbald den Platz von dem Chorherrenstifte Klosterneuburg, erbaute hier ein hübsches Badhaus, legte einen prachtvollen Garten an, um sich hier ein — hübsches Vermögen zu erwerben. Die Badeanstalt besteht heute noch und erfreut sich dieselbe eines ganz bedeutenden Zuspruches aus allen Kreisen der Bevölkerung.

Heiligenstadt, als dessen letzter Bürgermeister der derzeitige Vorstand des 19. Wiener Gemeindebezirkes, Holzhändler Josef Friedl fungierte, besitzt außer einer zweiclassigen, auch eine fünfclassige Volksschule für Knaben und Mädchen, ein von Baron Königswarter im Jahre 1872 errichtetes „Israelitisches Blinden-Institut“¹⁾, sowie ein israelitisches Bethaus. Außerdem befindet sich hier eine vortreffliche freiwillige Feuer- und Wasserwehr.

Westlich vom Orte, auf dem sog. Ruß- oder Schreiberbache, inmitten eines plainierten und mit Bäumen bewachsenen Platzes, erhebt sich die Büste unseres großen Tonheros Ludwig van Beethoven, welche auf Veranlassung mehrerer Kunstfreunde von Fernkorn gegossen wurde. Es sei hier noch zum Schlusse bemerkt, daß diese Stelle unter die Lieblingsorte des großen Meisters gehörte und auch hier die berühmte „Symphonia pastorale“ entstand.



¹⁾ Hohe Warte Nr. 32.

Grinzing. |

Nördlich von Döbling breitet sich in überaus anmuthig-schöner Lage die nun ebenfalls zur Commune Wien gehörige Ortschaft Grinzing aus, mitten unter ausgebreiteten Weingärten, am Fuße des ehrwürdigen Kahlenberges. Das erhöhte Terrain von Grinzing, dessen ergiebige Weincultur unter den diversen Weinkennern zur Berühmtheit geworden, gestattet auch eine ungemein reizende Aussicht auf die tiefer gelegenen Theile.

Schon auf den Vorhügeln des Kahlengebirges kann der Beschauer zum Theile das historische Marchfeld, die Kaiserstadt mit ihrem fast unabsehbaren Häusermeere, dann die Gegend bis Pressburg, rechts wieder das liebliche Mödling, sowie die ganze halbrunde Kette des Kahlengebirges erblicken, was von vielen Ausflüglern, die allsommerlich Grinzing wegen seines mündenden Nebenjaftes auffuchen, gewiß bekannt sein dürfte.

Grinzing, dessen Bewohner sich hauptsächlich von dem Erträgnisse der zahlreichen Weingärten, aber auch durch den Verkauf von Milch und Obst ernähren, zählt hinsichtlich seines Alters wohl zu den ältesten Ortschaften in der Umgebung Wiens, ja des ganzen Kronlandes Nieder-Oesterreich. Wir finden daher schon in dem grauen Mittelalter Andeutungen, welche auf den Bestand der Ortschaft mit Sicherheit schließen lassen und die uns deutlich die Schicksale und Wandlungen zu bezeichnen vermögen, von denen Grinzing im Laufe der verwichenen Zeit heimgesucht worden ist.

Als älteste noch erhaltene Urkunde muß jener Schen-

fungsbrief anerkannt werden, welcher aus dem Jahre 1114 stammt und mittheilt, daß dem damals erst entstandenen Stifte Klosterneuburg¹⁾ mehrere Weingärten in der Gegend des heutigen Grinzing geschenkt wurden. Die Leitung des Stiftes, welche seit seiner Gründung schon auf einen ausgedehnten Besitz Bedacht nahm, erwarb in der verhältnißmäßig kurzen Zeit fast sämtliche Grundstücke der ganzen Umgegend, so daß auch Grinzing förmlich in seiner ganzen Ausdehnung in's Eigenthum des Stiftes überging.

Daß diese hier angeführten Thatfachen auf Wahrheit beruhen, daß Grinzings Bestand schon im 12. Jahrhundert urkundlich nachgewiesen erscheint, geht auch aus den weiteren Ueberlieferungen, die der Geschichte erhalten blieben, deutlich hervor.

Gebing de Grunzingen und Ritter Bolradus de Odelrichkirchin besaßen hier ebenfalls im 12. Jahrhundert mehrere Weingärten und Palasthäuser, aus welcher Thatfache die Annahme als richtig erscheint, daß der eigentliche Ursprung der Ortschaft Grinzing dem adeligen Geschlechte der Herren von Grunzingen oder Grundsing, das bis in das 14. Jahrhundert bestanden und hier ansäßig war, zuzuschreiben ist; um diese Zeit kommt die letzte Nachricht von einem Träger dieses alten Namens und zwar war es Rüdiger von Gründsing²⁾, der als letzter seines Stammes bis zu seinem, Anfang des 14. Jahrhunderts erfolgten Tode den freien adeligen, sogenannten „Trummelhof“ besaß. Alle anderen Urkunden, welche auf dieses Geschlecht irgend welchen Bezug hatten, fehlen gänzlich; ebenso ist der Nachwelt auch das Wappen jener Herren nicht erhalten worden.

Auch mehrere weitere Urkunden aus dem 13. Jahrhundert bestätigen vollinhaltlich, daß Grinzing, welches im

¹⁾ Im Jahre 1114 gieng der große Klosterbau vor sich und wurde der Grundstein am 12. Juli desselben Jahres gelegt.

²⁾ Rüdiger von Gründsing wurde bei den Minoriten in Wien begraben.

Jahre 1256 auch in dem damals geführten Verzeichniß der „Gülden Gründe und des Zehents von mehreren Weingärten und Bergrechten bei der Pfarre Heiligenstadt“¹⁾ aufgeführt erscheint, schon längere Zeit bestanden hatte.

Außer dem bereits eben erwähnten Trummelhofe, in welchen Josef Freiherr von Magyagetta im Jahre 1761 eine eigene kleine Haus-Kapelle errichten ließ, welche er als Besitzer des Gutes sorgfältig gepflegt hatte, zählten noch zu den ältesten Gebäuden der sogenannte Losshof und der Pöltingerhof; ersterer gehörte dem Hofrathe Demetr von Göröy, letzterer dem Edlen Franz Haschka von Kaschiburg.

Auch die Kirchengeschichte weiß auf eine ehrwürdige Vergangenheit zurückzublicken.

In früheren Zeiten gehörte Grinzing, das im Jahre 1832 in 99 Häusern 208 Familien (412 männliche und 423 weibliche Personen) besaß, in kirchlicher Beziehung zur Pfarre Heiligenstadt, und erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts rafften sich die Einwohner des stillen Ortes auf, um durch freiwillige Spenden den Bau eines eigenen Gotteshauses zu ermöglichen. Als die volle Bau summe die Inangriffnahme des Baues gestattete, wurde eine Deputation, aus mehreren Grundbesitzern bestehend, nach Klosterneuburg entsandt, um vor Allem zu dem Beginnen die Genehmigung des Propstes Georg I. Mutinger einzuholen. Selbstverständlich wurden dem löblichen Werke keine Schwierigkeiten gemacht, der Bau eines würdigen Gottestempels wurde baldigst durchgeführt, eine ewige Messe gestiftet und ein eigener Seelsorger bestellt; nichtsdestoweniger gehörte die Grinzinger Kirche noch immer als Filiale zur Pfarre Heiligenstadt.

Erst im Jahre 1784 erhob Kaiser Joseph II. das einfache Kirchlein, zu dem auch das nahe Schloß am so ge-

¹⁾ Fischer's „Urkundenbuch“.

nannten Cobenzberg eingepfarrt wurde, zu einer selbstständigen Pfarre; ein Jahr vorher — 1783 — erhielt Grinzing, das sich immer mehr verschönerte, auch ein eigenes Armeninstitut.

Wir haben im Obigen sowohl über die Orts- als auch die Kirchengeschichte von Grinzing in kurzen Umrissen berichtet, und müssen wir nun der wahren Vollständigkeit halber auch auf die wechselvolle, Kriegsgeschichte des kleinen Ortes eingehender mit wenigen Worten Rücksicht nehmen.

Schon im 15. Jahrhundert — am St. Lucientage des Jahres 1484 — ward Grinzing, den uns überlieferten Traditionen zufolge, durch die Horden des Ungarnkönigs Mathias Corvinus in schrecklichster Weise verwüstet. Die feindlichen Schaaren besetzten die Ortschaft von allen Seiten, drangen gruppenweise in die Behausungen ein, hier Alles verwüstend und vernichtend. Die armen Bewohner, welche bis jetzt in ruhigster Zurückgezogenheit ihrem Erwerbe nachgingen, wurden in ihren Verstecken von den feindlichen Gefellen aufgestöbert und theilweise getödtet, zum Theile aber in furchtbare Gefangenschaft geschleppt.

Endlich zogen die blutdürstigen Ungarn, ein grauenerregendes Bild zurücklassend, ab, und hatten die wenigen dem Tode entronnenen Bewohner nun vollauf zu thun, um das Zerstückte wieder halbwegs in Stand zu setzen.

Während langsam wieder Ordnung und Ruhe zurückzuführen, während die anmuthige Ortschaft ihre frühere Gestalt wieder allgemach anzunehmen begann, wölbten sich zum zweitenmale düstere Wolken über dem Horizonte, die nur allzu rasch die Befürchtungen bestätigten, die man von denselber erwartet hatte.

Raum ein halbes Sæculum war verflossen, als schon abermals Feinde die neugeschaffene Ruhe zu stören begannen. Der türkische Halbmond mit seiner Gefolgschaft hatte im Jahre 1529 dieselben Zustände gebracht, welche Grinzing an-

läßlich des Ueberfalles durch die Ungarn zu überstehen hatte. Das Demolierungswerk, welches die Ersteren begonnen, wurde nun, wo möglich noch in weit roherer Weise fortgesetzt, und wurde abermals Alles verwüstet und vernichtet, die armen Bewohner gemordet u. u.

Und wieder trat Ruhe ein, eine Zeit, die abermals mit dem Aufbauen des Zerstorten ausgefüllt wurde, bis — zur zweiten Belagerung durch die Türken, im Jahre 1683. Die liebliche Ortschaft war dazu ausersehen, die ganze und volle Wuth der Barbaren aus dem Oriente zu erdulden, umsomehr als sich dieselben rächen wollten für die beschämende Niederlage, die sie erlitten hatten. Die Türken, stattlich in ihrer Zahl, hatten sich Grinzing als Vertheidigungsfeste ausersehen gegen die vom Kahlenberge kommende Reichsarmee, die mit glücklichem Erfolge das Wespennest aufstößerte, die Türken zu einer rasenden Flucht, zu einem beschämenden Abzuge zwingend. Selbstverständlich hatte das Dorf, das von der vereinigten Reichsarmee, die auf der Türkenschanze die feindlichen Truppen zu verjagen wußte, mit Sturm genommen werden mußte, ungemein gelitten. Die Wuth, mit welcher die wilden Türken den Ort vertheidigten, grenzte wahrhaft schon an Verzweiflung, der sie sich auch dann nicht erwehren konnten, als die vereinigten muthigen Truppen der kaiserlichen Armee mit der unter Führung ihres tapferen Königs Joh. Sobi eski stehenden Polen, als Sieger der früher von den Türken behaupteten Gegenden occupieren konnten.

Auch diesmal nach Abzug der feindlichen Türkenheere glich Grinzing, früher eines der schönsten landschaftlichen Gebilde, einem Schutthaufen, es ward wörtlich gemeint, vom Grunde aus zerstört.

Ähnlich ergieng es der Ortschaft, welche auch von einer großen Feuersbrunst (1604) heimgesucht wurde, anlässlich der französischen Invasion im Jahre 1809. Die feindlichen

Truppen, durch ihre bisherigen, anhaltenden Erfolge und Siege immer kühner gemacht, wirtschafteten auch hier in noch ärgerer Weise, wie ihre Genossen aus dem Ungarlande und dem Oriente. Ihr Uebermuth kannte keine Grenzen, und ließen sie sich so weit hinreißen, daß sie allerhand Allotria trieben, die sie zum! „Bergnügen“, die arme Bewohnerschaft aber fast zur Verzweiflung zu bringen geeignet waren. Vor ihrem Abzuge wollten die Vandalen noch ihr „Bestes“ zum Besten geben, weshalb sie sich, nachdem sie früher schon Alles, was nicht niet- und nagelfest gewesen, wie Thüren, Fensterstöcke, Stühle, Tische, Balken u. u., zu ihrem Barackenbaue verwendet und so Alles demolirten, gruppenweise in die einzelnen Kellereien begaben, um die armen Leute um ihr Letztes, was sie noch besaßen, zu berauben; die rohen Gesellen öffneten die Fässer, das überbliebene Gesamtvermögen der Hauersleute, und ließen die ganzen Weinvorräthe in ihrem Uebermuth vollständig auslaufen

Dies war das letzte schreckliche Ereignis, von welchem Grinzing, das sich auf einem Areal von 7.16 □ km ausbreitet und heute in 208 Häusern fast 1400 Einwohner zählt, heimgesucht wurde.

Heute erfreut sich die freundliche Ortschaft einer wohlthätigen Ruhe, welche im Laufe der letzten Jahrzehnte die schönsten Früchte gezeitigt hat. Diese Verhältnisse wurden noch deutlicher ausgeprägt, als unser allverehrter Kaiser das Scepter ergriff und durch seine freiheitlichen Institutionen die österreichischen Völker aller Wohlthaten des Fortschrittes theilhaftig werden ließ. Grinzing, diese unscheinbare, an Naturreizen jedoch überreiche Land-Idylle errang sich gar bald einen vortrefflichen Ruf, der sich am Besten in dem immer größer werdenden — Consum der hiesigen Weinsorte, des goldigen „Grinzingers“, zu documentieren verstand. Es kamen allsommerlich immer mehr und mehr Wiener heraus, es entstanden

zahlreiche hübsche Sommerhäuschen, die alljährlich zu den gesuchtesten zählten von Seite der Wiener Sommerfrischler.

Grinzing, dessen Gemeindegeschäfte zuletzt von dem Besitzer der hiesigen Bräuerei, Rudolf Richter, in muster-giltigster Weise verwaltet worden sind, besitzt außer einer fünffclassigen Knaben- und Mädchen-Volksschule¹⁾, auch ein Post- und Telegraphen-Amt²⁾ sowie eine dem Polizei-Bezirks-Commissariate Döbling unterstehende Sicherheitswachstube³⁾; außerdem befindet sich hier eine trefflich organisierte freiwillige Feuerwehr, ein Weinbau-Verein (Schulgasse 1), Verschönerungs-Verein (Kirchengasse 3) und der Verein zum „heiligen Kreuze“.

Bei der Beschreibung der Ortschaft Grinzing darf auch des sogenannten Cobenzlberges nicht vergessen werden. Dieser, ehemals der Reisenberg genannt, wurde seinerzeit von dem langjährigen Vicekanzler und späteren Botschafter in Paris, Philipp Graf von Cobenzl, käuflich erworben, um sodann demselben ein hübsches, trautes Heim zu bieten. Die prachtvolle Lage dieser Anhöhe, nicht minder aber die wunderbare Aussicht nach mehreren Seiten, veranlaßte diesen für alles Schöne leicht empfänglichen Mann, sich hier eine ruhige Wohnstätte zu verschaffen.

Baron Cobenzl scheute daher keine Kosten, um sich sein Tusculum so prächtig als nur möglich einzurichten, und bildeten das Schloß und der ausgedehnte Park eine wahre Sehenswürdigkeit in der Umgebung von Wien.

Nach dem im Jahre 1810 erfolgten Tode dieses Besitzers gelangte das hübsche Heim an den Baron von P f a f f e n h o f e n, später an die freiherrliche Familie S o t h e n. Dieser

¹⁾ Schulgasse Nr. 1.

²⁾ Bräuhausgasse Nr. 6.

³⁾ Bräuhausgasse Nr. 3.

Name ruft heute noch ein trauriges Angedenken bei Allen wach, die sich noch jener Katastrophe erinnern, deren Schauplatz die anmuthigen Waldungen des Cobenzlberges vor mehreren Jahren gewesen sind. Hier geschah nämlich jener traurige Vorfall, der durch lange Zeit die Gemüther der Bewohnerschaft nicht zur Ruhe kommen ließ: Baron Sothen wurde von einem unzufriedenen Bediensteten, seinem eigenen Leibjäger, erschossen.

Heute bewohnt die Witwe, Baronin Sothen, das hübsche Besiſthum, zu dem ein geregelter Weg über Grinzing und Döbling führt, in stillster Zurückgezogenheit



Josefsdorf.

Selten noch kam es vor, daß Berge im Laufe der Jahrhunderte zu wiederholten Malen ihre Namen wechselten. Bei uns, in dem nun erweiterten Weichbilde der Haupt- und Residenzstadt Wien, war es der Fall, indem ein prächtiger Aussichtspunkt des Kahlengebirges, der heutige Kahlenberg, mehreremale die Taufe bestehen mußte. Früher der Schweins- oder Sauberg geheiß, änderte man später die Benamsung in Josefsberg und in neuerer Zeit erst erhielt er den Namen Kahlenberg. Schweins- oder Sauberg wurde von der Thatsache abgeleitet, daß sich hier einstmals in den ausgedehnten Eichenwäldern zahlreiche Schweinherden befanden.

Die Geschichte dieser an historischen Begebenheiten so überreichen Erhöhung greift wohl nur in's Mittelalter zurück, um desto sagenreicher sind jene Begebenheiten, deren Schauplatz der Kahlenberg gewesen ist. Kaiser Ferdinand II. erbaute auf dieser Höhe — 483 m — im Jahre 1628 ein ausgedehntes Kloster, das die Heimstätte eines geistlichen Ordens, der Camaldulenser geworden ist. In feierlichster Weise wurde am 10. August 1628 die Grundsteinlegung vorgenommen und dem Berge der Name Josefsberg, dem neuen Kloster die Benennung „Montis Coronae“ beigelegt. Der neue Bau, welcher im Jahre 1639 vollendet worden war, bildete ein regelrechtes Viereck, in welchem 20 Mönchszellen mit den hierzu gehörigen Gärtchen untergebracht waren; außerdem aber befanden sich in dem Gebäude, und zwar in dem weiten Mittelraume, die Kirche, das Priorat, sowie das Gastgebäude.

Bis zum Jahre 1683, in welchem sowohl Wien, wie auch die dasselbe umsäumenden Ortschaften von den blutdürstigen Türkenheeren in so maßloser Weise drangsalirt wurden, lebten die Mönche, sich gänzlich ihren heiligen Handlungen widmend, in stillster, aber um desto thatenreicheren Zurückgezogenheit. In diesem Schreckensjahre waren es die Janitscharen, die dieser ruhigen Gemeinde Halt gebieten wollten, die alle Gebäude, die emsige Hände geschaffen, niederbrannten. Doch nicht Alles sollte vernichtet werden. Die frommen Brüder hatten das Schreckliche ihrer Lage erkannt und verwahrten ihren reichen Kirchenschatz in einer Grube, die von dem Feinde zum Glücke unentdeckt blieb. Nachdem das türkische Heer abgezogen war, kehrten auch sie in ihre Heimat zurück, das Kloster ward wieder, jedoch in bescheidenere Dimension, aufgerichtet.

So verging wieder fast ein Jahrhundert bis zum Jahre 1782. Zu dieser Zeit hob Kaiser Josef II., wie andere, auch das Kloster auf dem Kahlenberge auf und die Zellen als Baustellen veräußern. Nach diesem Regenten erhielt nun die kleine Ansiedlung den Namen Josefsdorf.

Die meisten Gebäude, die da errichtet wurden, gelangten in den Besitz der Frau von Traunwieser, später wieder in das Eigenthum des Fürsten Johann Liechtenstein, der hier in Verbindung mit dem später von ihm vom Stifte Klosterneuburg gepachteten Leopoldsberg einen prächtigen Thiergarten zog. Als nächster Besitzer des Kahlenberges figurirt der Wiener Bürger Finsterle, der hier sowohl einige größere Bauten aufführen, wie auch die im Jahre 1809 geschlossene Pfarrkirche wieder herstellen ließ. Später war es der Fürst de Ligne, der sich hier ansäßig machte und gar mannigfache Verschönerungen auf dem Berge, der eine prächtige Aussicht in die ganze Umgebung gewährt, anbringen ließ; Graf de Ligne wurde auch auf dem kleinen Friedhose zu Josefsdorf

begraben. Außer dem Letzteren befinden sich hier noch die Gräber der Gräfin Potocka, Karoline Traunwieser u. A.

Das bereits erwähnte Kirchlein besitzt drei Altäre, die mit hübschen Gemälden von Jansen und Le Roy geschmückt sind; außerdem befindet sich hier eine alte Gruft, in welcher die Leichen der Camaldulenser-Mönche begraben wurden. In der Sacristei wieder prangt eine stylvolle Schnitzarbeit, die heilige Maria mit dem Jesuskinde, eine abscheuliche Furiengestalt in den Abgrund stoßend, vorstellend. Geschichtliche Werke führen diese in einem äußerst bizarren Style gehaltene Gruppe auf eine durch himmlische Fügung erfolgte Befreiung der Bewohner des Kahlenberges im Jahre der Pest — 1679 — zurück; vor dem Gotteshause befindet sich ein Brunnen, dessen Quelle im Jahre 1686 von den Mönchen entdeckt worden ist.

Wer heute sich das Vergnügen gönnt, einen Ausflug auf den Kahlenberg zu machen, der sei gewiss, daß er hier vollbefriedigt alle seine Wünsche erfüllt sieht, daß alle Erwartungen, die an einen köstlichen Ausflug geknüpft werden, weit übertroffen werden. Und dies Alles geschaffen zu haben — das ist das unbestreitbare Verdienst einer Gesellschaft, die den Kahlenberg zu den schönsten Ausflugsorten, ja zu einem Lustcurorte, gestaltete. Die im Jahre 1873 gegründete *Kahlenberg-Eisenbahn-Actiengesellschaft*, an deren Spitze R. von Stach als Präsident und J. Schorstein als Vicepräsident stehen, hatte den Kahlenberg sammt dem kleinen Orte Josefsdorf käuflich erworben und an Stelle der früheren Gastwirtschaft das prächtige „Hotel Kahlenberg“ erbaut. Um aber auch den Verkehr zu einem besseren und die Frequenz zu einer stärkeren zu gestalten, wurde im Jahre 1873 (Mai) mit dem Baue einer Zahnradbahn — System Rigi — begonnen; am 7. März des nächsten Jahres fand bereits die Eröffnung dieser zierlichen Bahn statt. In einer horizontalen Länge von 5500 m ersteigt die zweigeleisige Bahn eine relative Höhe von

285 m. Die Fahrt auf dieser Verbindung gehört unstreitig zu den genussreichsten Vergnügen, deren der Fahrende da theilhaftig wird. Nebenbepflanzte Hügel umsäumen die Schienengeleise, und schon von Rußdorf an, wo sich die Abfahrtsstation befindet, genießt man eines der prächtigsten Bilder, das Natur vereint mit des Menschen Hand im Laufe der Zeit zu schaffen vermochten. Über Grinzing gelangt man in wenigen Minuten zur Station Krapfenwaldl, von wo aus die lustigen Höhen des Bellevue's zu erblicken sind; wir sehen da weiter noch regelmäßige Baumgruppen, nette Wirtschaftsgebäude, sowie das so herrlich gelegene Schloß Cobenzl, wie auch tief im Thale die schmucken Gebäude der bekannten Wildgrube. Von hier aus schon erblickt man den Kahlenberg in seiner ganzen Pracht, die weitläufigen Hotelgebäude und hübsche Villen, dahinter der glitzernde Kirchturm von Josefsdorf, weiter unten die Kapelle des Kahlenberger Friedhofes.

Durch eine naturreiche Waldschlucht führt das Geleise sodann über den Wandlberg zur rechten Seite auf den Berg selbst zur Endstation, von welcher nur wenige Schritte zum Hotel und zur „Waldschnepe,“ in welcher der dortige, erst kürzlich verstorbene Naturdichter Herzog seine lustigen Verselein schrieb, den Wanderer führen. Und nun ist es das Vergnügen, das sich hier bietet

Außer den stylvollen Baulichkeiten des Hotels, erhebt sich gegenüber dem Bahngebäude die Stefanie-Warte, die nach Plänen des Architekten Helmer erbaut und im Jahre 1887 eröffnet wurde. Alle, und auch die höchsten Bäume überragend, gewährt die Stefanie-Warte, die für 200 Personen Raum besitzt, eine überraschend schöne Rundschau über den Donaustrom, den Prater, das ganze weite Wien, über das historische Leithagebirge, die Gebirgszüge bei Dornbach und Neuwaldegg, den Schneeberg, die Schnealpe, ja sogar in weiter Ferne über den Hochschwab und den Ötischer.

Ebenso lohnend ist die Fernsicht von den eleganten Hotelterrassen.

Außer dem Hotel befindet sich auf einer Abzweigung auf schattigem Wege die bekannte „Walbschänke,“ die im Gegensatz zu dem mit dem erdenklichsten Comfort ausgestatteten Hotel in Einfachheit Nichts übertrifft und trotzdem in ihrer idyllischen Einsamkeit von den besten Kreisen besucht wird. u.
naive?

Mit Worten alle die herrlichen Reize zu beschreiben, die hier ein Naturfreund vorfindet, ist wahrlich unmöglich, es genügt nicht allein die geschriebene Empfehlung, man muß selbst Alles genießen, selbst sich die Zeit vergönnen, dieses Ideal naturreicher Schöpfungen kennen zu lernen.

Kahlenbergerdorf.

Knapp am Fuße des Leopoldsberges liegt die Ortschaft Kahlenbergerdorf.

Bevor jedoch die Geschichte dieser Gemeinde erörtert werden soll, ist es nothwendig, auf die graue Vergangenheit des Leopoldsberges, der den äußersten Eckpfeiler des Kahlengebirges bildet und der schon in den ältesten Zeiten als wichtiger Punkt und besestigter Grenzposten der Römer galt, zurückzugreifen.

Schon zur Herrschaft der Babenberger finden wir ganz schätzenswerte Daten. Leopold III., der Heilige, war es, der am 8. März des Jahres 1101 den Grundstein legte zu einer festen Burg, in welche er fünf Jahre später auch seinen Fürstensitz aus Melf verlegte. Ringsherum mit besetzten Thürmen, Mauern und Gewölben umgeben, so stand der Berg da, zu eigenem Schutze, zur Wehr gegen andere feindliche Mächte. In dem großen Schloßhofs, wie auch in den geräumigen und weiten Sälen desselben stand eine große Anzahl prächtigster, künstlerisch ausgeführter Marmorsäulen, Springbrunnen, nette Lustgärtlein, nicht minder aber das große Marmorzimmer und die Marmorkapelle waren es, die den Leopoldsberg zu einem der Reichsten machten; die Marmorkapelle, wie auch das bereits erwähnte Marmorzimmer wurden im Jahre 1377 von Albrecht III. errichtet.

Leopold's Gemahlin, Tochter des Kaisers Heinrich IV., Agnes, gebar hier in dieser Burg 19 Kinder; hier auch trug sich folgende Begebenheit zu: Einmal stand Kaiser Leopold mit seiner Gemahlin Agnes auf dem Söller der Burg, das

Henry

Land überschauend und eine geeignete Stelle, als Stätte für ein Gotteshaus, ausspähend. Plötzlich kam ein heftiger Windstoß, welcher der Fürstin den Schleier raubte, weshalb Leopold sofort das Gelöbniß ablegte, an jener Stelle, wo der Schleier gefunden würde, ein Kloster errichten zu lassen. Lange Zeit verstrich, ohne daß das Verlorene gefunden werden konnte, ja, man betrachtete die ganze Begebenheit für vergessen bereits.

Leopold pflegte öfters auf diesem seinen Besitzthume Jagden, zu welchen die höchsten Persönlichkeiten des Landes geladen waren, zu veranstalten. Einmal wollte es nun der Zufall, daß ein Theilnehmer plötzlich in ein Dickicht kam und an einem Hollunderstrauch den verlorenen Schleier in gänzlich unversehrtem Zustande vorgefunden hatte.

Der Sohn und Nachfolger Leopold's, Herzog Heinrich Jasomirgott, fand es später für gut, die Leopoldsberger Residenz aufzulassen und seinen Sitz nach Wien zu verlegen. Leopold des Glorreichen Witwe, Theodora, bezog im Jahre 1230 die Burg; nach ihrem Tode gelangte das Chorherrenstift Klosterneuburg in den Vollbesitz des Leopoldsberges. Doch nicht allzulange erfreute sich Letzteres des Eigenthums, da Markgraf Hermann von Baden, auf Grund seines verwandtschaftlichen Verhältnisses Ansprüche, stellte und thatsächlich bis zum Jahre 1250 — seinem Tode — den Leopoldsberg besaß.

Im Jahre 1281 wurde die Wiener Hofburg belagert, und Rudolf von Habsburgs Sohn, Albrecht I., flüchtete mit allem seinem Gefolge hierher, um hier seine Kriegersleute, mit welchen es ihm gelungen war, den Aufruhr niederzudrücken, zu sammeln. Mit Herzog Otto, dem Fröhlichen, zog neues, frisches Leben in die alte Burg wieder ein, Fest an Fest wurde hier in glänzendster Weise gefeiert, allerlei Schwänke und Uke wurden hier getrieben u. u. Allerlei Sagen über das übermüthige Treiben dieses Herzogs sind heute noch be-

kannt, und war es in erster Linie Wiegand von Theben, der „Pfaff vom Kahlenberg“ genannt, der, obwohl Pfarrer, der würdigste Spassmacher Otto's war. Wie er zu dieser seiner Stelle gekommen ist, darüber weiß die Tradition Folgendes zu erzählen: Wiegand war in den Besitz eines überaus großen Fisches gelangt, welchen er zu Herzog Otto trug, um ihm damit ein Geschenk zu machen. Der Thürhüter wollte ihn aber nicht vorlassen, bis ihm Wiegand die Hälfte von dem versprach, was er vom Herzog für sein Geschenk erhalten werde. Der lustige „Pfaff“ erbat sich vom Herzog Otto eine Tracht Prügel, die er schließlich auch bekam; dann erzählte er seine Verabredung mit dem Thürhüter, der die bedungene Hälfte gewissenhaft ausbezahlt erhielt.

Der fröhlichste aller Herzoge fand Gefallen an diesem lustigen Stücke und behielt Wiegand an seinem Hofe; später übergab er ihm die Pfarre im Kahlenbergerdorse.

Unter der großen Anzahl seiner lustigen Streiche wird noch folgender, als einer der Gelingendsten erzählt: In einem überaus ungünstigen Erntejahre brachte des lustigen Pfaffleins Weingarten einen besonders saueren Wein hervor, so daß er in Sorge war, hiefür einen Absatz zu finden. Was bringt aber nicht List Alles zu Stande. Es wurde rasch im Dorfe kund gethan, daß der ehrwürdige Pfarrer vom Kahlenbergerdorse sich erbötig mache, ein unerreichbares Kunststück aufzuführen. „Ich werde“, hieß es da, „am nächsten Sonntage mir das Vergnügen bereiten, von unserem alchymischen Thurme des Gotteshauses einen Sprung über die Donau zu thun. . . .“ Selbstverständlich war die Messe an jenem Tage überaus zahlreich besucht, galt es doch, nach derselben Zeuge eines großartigen Luftsprunges des Seelsorgers zu sein.

Unser Wiegand ließ die diversen Weiblein und Männlein ziemlich lange auf sein Erscheinen warten, während

welcher Zeit sein saurer Wein bei der großen Hitze, nicht minder aber bei dem noch größeren Durste der Anwesenden, gegen gutes Stück Geld glücklich seine Abnehmer fand. Endlich, als Wiegand der bereits entleerten Fässer gewahr wurde, bestieg er den Thurm, um mit graciöser Stentorstimme auszurufen: „Sagt mir, Leute, habt Ihr schon irgend welchen Menschen, einen Pfarrer, fliegen gesehen?“ Unisono: „Nein!“ „Nun seht Ihr, Ihr habt es nicht gesehen, ich auch nicht! Deshalb aber seid nicht so dumm zu glauben, daß ich, der Pfaff vom Kahlenberge, das vermöge“

Tableau

Zuerst gieng ein regelrechtes Gemurmel durch die angesammelte Menge, das sich jedoch alsbald in ein plötzliches Lachen zu verwandeln wußte, die Leute erkannten nun, daß sie abermals ihrem lustigen Wiegand auf dem Leim gegangen sind.

Wie weiter oben bereits erwähnt worden ist, gab es auf dem Leopoldsberge zahlreiche Festlichkeiten, unter denen besonders das sogenannte Weilchenfest sich einer besonderen Beliebtheit erfreute. Bei diesem Feste wurde folgender Modus beobachtet: Wer das Glück hatte, das erste Weilchen zu erblicken, der mußte es mit seinem Hute bedecken und dem Herzoge Bericht hievon erstatten. Dieser zog nun mit dem ganzen Hofstaate hinaus, um das verborgene Blümelein unter Musik und Tanz von dem fittsamsten und schönsten Mädchen pflücken zu lassen.

Ritter Reidhart Fuchs gelang es einmal, das erste Weilchen zu finden. Otto zog nun mit großem Jubel hinaus, um dem Pflücken beizuwohnen. Als aber der „glückliche“ Finder den Hut aufhob, da war zum Erstaunen und Entsetzen aller Anwesenden, beileibe nicht das erhoffte Weilchen, nein, andere — Gerüche waren es, die den lieblichen Duft dieser Blumen ersetzen sollten. Selbstverständlich gerieth das sonst

so ruhige Blut des Herzogs ins Wallen, und unser Ritter Reidhart mußte froh sein, nur mit heiler Haut die Flucht ergreifen zu können. Wer aber jener Urheber des losen Streiches gewesen — dies sollte baldigst seine Erklärung finden. Mehrere Bauerleute, die den Ritter Reidhart beim Auffinden des ersten Weilschens beobachtet hatten, waren ihm schon lange feindlich gesinnt und begrüßten nun die gegebene Gelegenheit, um ihm einen Schabernack zu spielen. Als nun dann Reidhart vor seinem Herzoge die Flucht ergriff, sah er plötzlich die Bauern jubelnd um eine Stange herumtanzen, auf die das von ihm gefundene Weilschen gebunden war. Er ergriff in seiner Erbitterung sein Schwert und schlug in die jubelnde Menge hinein; dann riß er das Weilschen von der Stange herab, selbes dem Herzoge überbringend. Selbstverständlich war er nun gerechtfertigt und neuerdings ein Günstling Otto's.

Der Born der noch erhaltenen Sagen, die so recht köstlich das damalige Hofleben zu charakterisieren wissen, ist allzutief, als daß wir vermöchten, mit wenigen Zeilen Alles zu beschreiben. Dennoch aber sei hier noch folgender zwei „Stück'ln“, die verschiedene historische Werke des Besonderen anführen, gedacht:

Wie gewöhnlich, so war auch Wiegand einmal wieder zur Tafel bei Herzog Otto geladen, zu einer Gelegenheit, zu welcher man sonst stets nur gewählte Toilette zu machen gewöhnt ist. Anders aber war Wiegand — er erschien in zerrissenen Schuhen. Von Otto gefragt, warum er nicht bessere Beschuhung gewählt, entschuldigte sich Wiegand mit seiner — grenzenlosen Armuth, was den Fürsten bewog, dem Manne auf seine Kosten neue Schuhe zu bestellen, und Wiegand eilte nun fort. Doch nicht zum Schuster gieng sein Weg, sondern — man höre und staune — er begab sich zu einem Goldschmiede, und mit silbernen Schuhen angethan, kehrte er zu seinem Herzoge zurück. Aus Unwillen über diesen neuerlichen

Streich des „Pfaffen“ ließ er dem Schelm beim Nachtsch, wie sonst üblich, kein Geschenk in den Teller legen. Doch unser Wiegand wußte sich Rath zu schaffen; er schlich mit dem Teller in den Marstall und band das schönste Leibbroß mit den Vorderfüßen auf den leeren Teller. Als nun Herzog Otto beim Scheiden die Gäste aufforderte, sich das auf jedem Teller Befindliche als Andenken mitzunehmen, führte Wiegand die illustren Gäste in den Stall, um ihnen nun auch sein durch Arglist sich verschafftes Geschenk zu zeigen. Doch wer beschreibt sein Entsetzen, als er anstatt des Rosses ein kleines Gelein an den Teller gebunden vorfand. Und wer war da der neuerliche Uebelthäter? Es war der Mitconcurrent Wiegand's, der lustige Rath Meidhart, welcher in Schelmenstreichen dem übermüthigen Pfäfflein Nichts nachgeben ließ.

Herzog Otto war nun leid um seinen Hof-Spaßmacher und er übergab demselben ein schönes Pferd, ihm gleichzeitig so viel Futter versprechend, als ein Mezen halte. Wiegand gieng nun mit dem Mezen, den er aber schon früher durchlöchert hatte, in die Futterkammer und füllte ihn so lang, bis er ermüdet ward.

Solche und ähnliche Streiche gibt es noch sehr viele, die der Nachwelt erhalten blieben, der verehrte Leser aber muß vorlieb nehmen mit den obigen wenigen, da weitere zu erzählen, uns der Raum nicht gestattet.

Nun kommen wir zu der eigentlichen Geschichte des Leopoldsberges und des Kahlenbergerdorfes zurück.

Im Jahre 1431 ließ Albert V. die kleine bereits vernachlässigte St. Georgskirche wieder neu herstellen, wie auch das damals bereits verödete Schloßgebäude wieder bewohnbar machen. Doch nicht gar lange erfreute sich diese Besizung der so ersehnten Ruhe, da die Zeit des unliebsamen Bruderkrieges herankam und auch den Leopoldsberg in arge Mitleidenschaft zog. In der Nacht zum 10. April des

Jahres 1462 wurde die feste Burg von den Wienern angegriffen und in Brand gesteckt. Später wurde sie wieder in Stand gesetzt, um in den Jahren 1477 und 1483 in die Hände der räuberischen Horden von Mathias Corvinus zu gelangen. Nun fiengen erst die schlechten Zeiten an. Während der ersten Belagerung von Wien durch die Türken — 1529 — wurde die Burg gesprengt und nur eine feste Warte konnte erhalten bleiben. Nach dieser tristen Zeit lag die Burg durch länger als ein Jahrhundert in Trümmern da, und allerlei lichtscheues Gesindel war es nun, das sich den Leopoldsberg zu willkommenem Aufenthalte auserfor.

Hans Sachs, dieser berühmte Schuster- und Meistersänger, erzählt in dem Märchen „Vom verlorenen redenden Gulden“ — einer der reizendsten Schöpfungen der damaligen Poesie — darüber Folgendes :

„Als ich wandert' von Nürnberg
Gen Wien und kam zum Kalenberg ¹⁾
Von dem ich inn mein jungen tagen
So mancherley het hören sagen,
Nemblich, das darauff wer ein schloß
Von Heyden erbawt, stark und groß,
Doch heß und öd, zum thail zerstört,
Darum man etwan sech und hört
Selzam gespenst und fantasey,
Ging ich hinauff in das alt gemewer
Dar mir die selzamst abenther
Zustund. Wie ich ging on gefe
Im alten gemewer hin und her,
Sah in kohlen, staub und koth
Da liegen einen Gulden roth.
Als ich mich eilend bückt nach ihm
Anfang er mit menschlicher stimme:
Ach laß mich liegen ich bit dich drum! . . .“ x. s.

Von der weiteren Geschichte des Leopoldsberges ist zu erwähnen, daß im Jahre 1679 hier, sowie in der ganzen

¹⁾ Der heutige Leopoldsberg.

Umgebung die Pest wüthete, aus welchem Anlasse Kaiser Leopold I. gelobte, die Capelle wieder neu aufzubauen. Die Arbeit wurde jedoch durch die zweite Türkenbelagerung — 1683 — neuerdings unterbrochen. Die Führer des christlichen Entsattheeres versammelten sich hier, und Marcus von Aviano, der berühmte Kapuzinermönch, las hier die heilige Messe, bei der der fromme Polenkönig Sobieski ministrierte. Am Morgen des 12. September zogen die deutschen Truppen über die Höhen der beiden Berge hinab in's Thal, und war es ihnen vergönnt, im blutigsten Kampfe siegreich bis Rußdorf und Heiligenstadt vordringen zu können, bis ihr muthiger Kampf endlich entschieden werden konnte.

Nun erst konnte die Kapelle fertiggestellt werden, und sie wurde dem heiligen Leopold geweiht. Erst zu dieser Zeit wurde der bis dahin Kalenberg ¹⁾ genannte Berg umgetauft und von nun an Leopoldsb erg, die heutige Bezeichnung genannt.

Die heutige Gestalt der Baulichkeiten ist erst dem Kaiser Carl VI. zu verdanken. Die heutige Kirche ²⁾, sowie das schloßartige Gebäude wurden an Stelle der alten Ruinen im Jahre 1730 neu erbaut. Im Jahre 1785 gelangte jedoch der ganze Besitz an das Stift Klosterneuburg.

Besonderes Interesse verdient der heute noch sich in bestem Zustande befindliche Ritteraal mit den prächtigsten Gemälden. Wir finden daselbst folgende Kunstwerke: Maria Antoinette, Königin von Frankreich, Kaiser Leopold I., Regent zur Zeit der Türkenbelagerung, Claudia, seine Gemahlin, Kaiser Carl VI., Vater von Maria Theresia, Eleonora, seine Gemahlin, Kaiser Ferdinand IV., Maria Josefine, seine Gemahlin, Agnes, Gemahlin des

¹⁾ Früher auch Callenberg, Calmberg, Gallenberg geheißten.

²⁾ In dieser Kirche wird nur selten, und das nur bei besonders feierlichen Anlässen, eine Messe gelesen.

Markgrafen Leopold III. Markgraf Leopold III., der Heilige, Infantin von Spanien, Kaiser Carl V., Ludovica, seine Gemahlin, Kaiser Ferdinand III., Kaiser Josef II., Kaiserin Maria Theresia.

Dieser Ritteraal, die alten interessanten Baulichkeiten, wie nicht minder die prachtvolle Aussicht waren es, die den Leopoldsberg heute noch, ja man kann sagen in noch weit verstärkterem Maße, zu einem der besuchtesten Ausflugsorte der Wiener, wie auch aller nach Wien kommenden Fremden gestalten. Die Aussicht von dieser lustigen Höhe ist thatsächlich überraschend schön. Schon Kaiser Franz, als er von hier sein Land überschaute, rief mit Entzücken aus: „Wahrhaftig, dies ist die schönste Aussicht in Oesterreich!“ und Kaiser Alexander I. von Rußland soll bei dieser Gelegenheit bemerkt haben: „Nicht um mein halbes Reich würde ich diesen blühenden Landstrich hergeben, wäre ich in dessen Besitz!“

Des Kahlenbergerdorfes wird bereits im XII. Jahrhundert erwähnt. Von dieser Zeit an bis zum XIV. Jahrhundert hatte hier ein adeliges Geschlecht, die „Herren vom Chalwenperge“, seinen Sitz. Die Ortschaft war damals bedeutend größer wie heute, und so finden wir im Jahre 1482 die Benennung „oppidum“ (Stadt). Doch nicht lange währte die friedliche Ruhe. Feindliche Heere, welche mit Vorliebe es auf die beiden Berge abgezielt hatten, zerstörten die nette Ansiedlung, und auch der vorbeisießende zügellose Donaustrom trug das Seinige bei, um diesem schönen Thale Gebiet, Mauern und Häuser vollends zu rauben.

Die kleine Pfarrkirche, die ohne besondere Merkwürdigkeit ist, und an welcher als Pfarrverweser P. Dunstan Bloß fungiert, stammt aus der zweiten Hälfte des XII Jahrhunderts. Außerdem befindet sich hier das von dem Vereine „Humanitas“ im Jahre 1877 gegründete „Kinderasyl“.

Heute bildet Kahlenbergerdorf eine hübsche Gemeinde, der zur Zeit der Einverleibung Bürgermeister Leopold Rieder vorstand. Besonders seit dem Regierungsantritte unseres allgeliebten Monarchen, Franz Josef I., kann ein stetig wachsender Aufschwung beobachtet werden.

Kahlenbergerdorf, das eine dreiclassige Volksschule besitzt, bildet eine Station der Kaiser Franz Josefs-Bahn, sowie der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft.



Weidling.

Ein ungemein romantisch-landschaftliches Bild zeigt sich dem Naturfreunde, wenn er die Gemarkungen dieses lieblichen Ortes betritt. Auf der Nordwestseite des an historischen Begebenheiten so reichen Rahlengebirges liegt in einem lieblichen Thale das nun gleichfalls zum 19. Wiener Gemeindebezirke gehörige Weidling.

So klein die Ortschaft ist, um desto älter ist ihr Ursprung, da wir schon in beglaubigten Urkunden des vergangenen 17. Jahrhunderts die Ortsbenennung vorfinden und das Geschlecht der Herren von Widenich schon damals benamset erscheint. Im Codice traditionem, in welchem alle die Schenkungen des Stiftes Klosterneuburg verzeichnet standen, finden wir u. A. bei einer Schenkung des Markgrafen Leopold IV. als ein adeliges Geschlecht des Ortes Weidling die Herren Rudwinus und Ditmarus de Wideniche als Zeugen angeführt, später wieder waren es Rudwinus et Hauvard, Albert de Wideniche et frater ejus Rodwin, die in verschiedenen Urkunden namentlich vorkamen. Im Jahre 1133 erhielt das schon damals über einen bedeutenden Grundbesitz verfügende Stift Klosterneuburg von dem markgräflichen Ministerial Adelhart durch Hadmut von Widenich und Heinrich hier mehrere Besitzungen, die von Herzog Leopold dem Glorreichen die Bestätigung erhielten; von nun an war Weidling vollends Eigenthum des Chorherrenstiftes Klosterneuburg. Seit dieser Zeit schweigt die Chronik über die weiteren Schicksale der Ortschaft Weidling, und erst im Jahre 1596 tauchen neuerliche Nachrichten auf. In diesem

Jahre erkaufte der damalige Propst von Klosterneuburg von dem Dorf Müller dessen geräumige Mühle sammt dem ausbreiteten schönen Garten, um selbe in einen Erholungsort für die Stiftsgeistlichen umzuwandeln. Die Pfarrkirche entstand im 15. Jahrhundert. Der Bürger Andreas Lohner von Klosterneuburg erbaute in Weidling im Jahre 1407 eine kleine Kapelle, zu welcher Propst Bierbaum den Grundstein gelegt und sie den Heiligen Peter und Katharina zu Ehren geweiht hatte. Aus dieser Kapelle entstand die spätere Kirche, die von Kaiser Josef II. im Jahre 1783 zur eigenen Pfarre erhoben wurde. Die innere Ausstattung war gar bald durch mannigfache Stiftungen vervollständigt worden. Frau Weiglmaier stiftete aus Dankbarkeit, weil sie aus der türkischen Gefangenschaft befreit wurde, einen stylvollen Hochaltar; das Altarblatt, die Heiligen Peter und Paul darstellend, ist ohne besonderen Kunstwert. Der Wiener Bürger Simon Kaneßuth stiftete eine Kanzel, die Familie von Managetta einen Kreuzaltar an der Evangelienseite, der Dorfrichter Lorenz Lechner den Johannesaltar an der Epistel-seite des Hochaltars. Johann Knittl gab dem netten Gottes-hause die spätere Größe, sowie den zierlichen Thurm. |

Im Jahre 1817 wurde in die Kirche das Madonnenbild des bekannten Jungfernbrunnels auf dem Hermannskogel gebracht, was aus dem Grunde geschah, weil dahin zahlreiche Wallfahrten veranstaltet wurden, die zu überaus ärgerlichen Auftritten Anlaß gaben. Besondere Beachtung verdient auch der alte Friedhof, welcher im Jahre 1713 — dem Jahre der Pest — errichtet worden ist. Die damals an dieser fürchterlichen Krankheit Verstorbenen wurden wegen der besonderen Ansteckungsgefahr nicht wie gewöhnlich auf dem großen Leichenhofe zu Klosterneuburg begraben, sondern auf der sogenannten Getreidemarktwiese außerhalb Weidlings bestattet. Später wurde daselbst eine Pestsäule aus Holz errichtet, die

im Jahre 1725, da sie sehr schadhast geworden, von Frau Barbara von Managetta durch eine neue ersetzt wurde; im Jahre 1726 wurde sie mit einer halbrunden in Stein ausgeführten Nische versehen. Dieses neue Kreuzbild wurde so eifrig verehrt und verschönert, so dass man sich entschloß, im Jahre 1737 dort eine kleine Kapelle, mit einem Thürmchen und zwei Glocken versehen, zu errichten. Im Jahre 1738 wurde bereits der erste Gottesdienst abgehalten. Von diesem Jahre an waren hieher zahlreiche Wallfahrten und Processionen aus allen Nachbargemeinden, ja sogar aus Wien, an der Tagesordnung. Kaiser Josef II. ließ jedoch die kleine Kapelle im Jahre 1787 niederreißen und vollständig abbrechen, sowie das hübsche Kreuzbild in die Pfarrkirche in Weidling übertragen.

Wie schon weiter oben erwähnt wurde, erfreut sich Weidling, das im Jahre 1831 in 27 Häusern 147 Familien mit 296 männlichen, 306 weiblichen Personen und 103 Schülkern hatte, einer selten prachtvollen Lage und Umgebung — reizende Thäler wechseln in stimmungsvoller Anreihung mit üppigen Wiesen, schönen Wegen und Weingärten. Besonders romantisch sind die Wege, die auf den Hermannskogel führen. Durch das prächtige Weidlingertal gelangt der stille Wanderer zu einer großen Steinsäule des gekreuzigten Heilandes, die auf der Rückseite folgende Worte trägt:

„Ach Christenmensch hör an was ich dir wil sagen
 So sich alhie vor Zeiten hat zugetragen
 In dieser Wiltnus wart goteslesterlich geschlagen
 Durch trunkene Bösewicht, daraus gesloßen sodann rosenfarbnes Blut
 Wie solches wahre Aussag bezeugen thut
 Auf das Hernach der Orten in Lüften
 Von Teufel einer zerrissen in Stücken
 Solches ist geschehen umb das 1562 Jahr
 Als die Lutherische Kezerei gemain war.“

Auf der anderen Seite des Kreuzbildes, unter welchem

sich ein doppelter Wappenschild befindet, ist folgende Inschrift zu lesen :

„Durch Maximilian Heinrich, Churfürst zu Cöln
Anno 1672, der die Bildniß lassen erhöhen.“

Die Bewohner Weidlings sind meist Hauer und erfreuen sich die bisherigen Weinsorten einer nicht ganz unbedeutenden Beliebtheit; außerdem aber floriert hier der Handel mit Obst und Milch, Producte, die meist nach Wien auf die Märkte verführt werden. Körnerbau ist sehr gering. Weidling besitzt eine Schule. |

Der Hermannskogel — 542 m hoch — mit seiner prächtigen Fernsicht, ist ein classischer Punkt auf dem inhaltsvollen Gebiete der Sage und Geschichte und gleichzeitig die höchste Erhebung des Kahlengebirges. Hier loderte im Jahre 1683, und zwar am 1. September, die erste Befreiungsflamme. Der damalige kaiserliche General-Wachtmeister *V e c c i o* sandte, um den Bewohnern Wiens die Annäherung der Befreiungsheere anzuzeigen, den Constabel *Georg Koller* hierher, und so kamen die Wiener durch jene mächtige Flamme in Kenntniß ihrer baldigen Befreiung von den türkischen Janitscharen.

Zahlreiche Sagen sind noch bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben, und gebührt in erster Linie das Verdienst, solche der Nachwelt überliefert zu haben, dem berühmten Orientalisten und großen Gelehrten *Hammer-Purgstall*, der Momente von historischer Bedeutung in Verse geküllt, trefflich wiedergibt. Wir geben hier einigen solchen poetischen Traditionen mit desto größerem Vergnügen Raum, als sie deutlich den tiefen Sinn der damaligen Vorgänge uns mittheilen. Vorerst besingt der Dichter den Berg selbst :

„Dem Kahlenberg überzweg,
Nicht fern von Wien liegt ein Berg,
Umringt vom Buchenholze,
Auf Wiesen, Thäler, Feld und Haid,

Auf Höh'n und Hügel, weit und breit,
sieht er herab, der Stolze!

Er wird, dies ist Euch wohl bekannt,
Der Hermannskogel igt benannt,
Weil in den Vorzeittagen
Ein Nonnenkloster oben stand,
Erbaut von Ritter Hermann's Hand,
Wie uns die Kunden sagen."

Wie aus diesen Versen zu ersehen ist, stand in der grauen Vorzeit oben auf dem Berge ein Nonnenkloster. In demselben befand sich auch ein Mädchen, das wohl das Abzeichen einer frommen Schwester trug, das aber auch gleichzeitig die Freuden der Welt genießen wollte. So die Sage geht, ist dieses Mädchen, das einem angesehenen Hause entstammte, früher mit Hexen, ja sogar mit dem leibhaftigen Teufel in Verkehr gestanden, weshalb es auch gar „Verschiedenes“ vermocht hatte. Zu nächtlicher Stunde, als alle ihre Mitschwester bereits in ihren einfachen Zellen sich der Ruhe hingaben, fieng sie an allerlei Spuke zu treiben: Sie setzte sich auf den Besenstiel und ritt auf demselben durch die Luft auf den Blockberg zu fröhlichem Hexensabbath, wo sie sich mit dem Teufel in losester Weise zu unterhalten wußte.

Doch nicht lange währte das Verbleiben dieser „Teufelsnonne“ im Kloster. Eines Tages erschien bei ihr ein schmucker Jägersmann mit einem goldenen Hüfthorne versehen, sie einladend, mit ihm in das nahe Gehölz zu gehen und daselbst einen großen vergrabenen Schatz zu heben. Das Mädchen ließ sich durch feuerige Liebeschwüre des Mannes, wie auch durch dessen zahlreiche Versprechungen gar leicht zur Flucht bewegen, und alsbald gelang es der „Nonne“ auch, in einer Nacht aus dem Kloster zu entweichen und mit dem Jäger zu eilen. Hammer-Burgstall schreibt darüber:

„Auf einmal war sein langes Haar
Verwandelt in ein Hörnerpaar.

Ein Flammenkleid von Schwefelgrün
Mit heißem Pech und Terpentin
Hat er nun angezogen
Das Augenweiß war wild verzerrt,
Der Mund entsetzlich aufgesperrt
Wie Krokodilenrachen;
Das Hüsthorn wirbelt sich empor
In einem Schweiß, d'rauf sitzt ein Chor
Von Schlangen und von Drachen.“

Der freundliche Leser wird fragen, was eigentlich dann mit diesem sonderlichen Liebespaare geschah; nun auch darüber läßt sich die Geschichte vernehmen: Der auf eine solch' merkwürdige Art verwandelte Jägerzmann packte sodann die Gottvergeßene, zerriß ihren Leib und fuhr mit ihrer Seele in die Hölle. . . . |

Selbstverständlich sind dies nur Sagen, deren Ueberlieferung sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. . . . |

